

Heinz Schwollius

**Aus der Todeszelle
in die Hölle von Bautzen**

Berlin 2012

3. Auflage

**Schriftenreihe des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen
des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR**

Band 24

Foto: Titelblatt:
Einfahrt in das sowjetische Speziallager Bautzen, ca. 1950
Quelle: Gedenkstätte Bautzen

Copyright 2007 beim Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

3., unveränderte Auflage, 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere der Übersetzung, der Vervielfältigung jeder Art, des Nachdrucks, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie in Funk- und Fernsehsendungen, auch bei auszugsweiser Verwendung.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

ISBN: 978-3-934085-24-4

Der Berliner Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Scharrenstraße 17, 10178 Berlin

Telefon: (030) 24 07 92 - 0; Fax: (030) 24 07 92 - 99

Internet: www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter

Inhalt

Vorwort	5
Kindheit in Potsdam	6
Heimkehr	7
Das Ende vom Anfang	13
In den Zellen des NKWD	18
Die Vernehmung	22
Das Urteil	28
In der Todeszelle	30
In den Speziallagern Torgau und Bautzen	35
Die Volkspolizei übernimmt Bautzen	47
Die Haftentlassung	56
Schlusswort	59
Anhang: Russische Rehabilitierungsurkunde	60

Vorwort

Es zählt inzwischen zur Tradition dieser Schriftenreihe, Zeitzeugen und insbesondere ehemaligen Häftlingen Platz für ihre Lebenserinnerungen einzuräumen. Mit der folgenden Schilderung des Leidensweges, den Heinz Schwollius als Jugendlicher gehen musste, wird einmal mehr jene noch immer gern verbreitete Legende dementiert, dass im sowjetischen Teil Nachkriegsdeutschlands ein besserer Weg beschritten wurde als in den westlichen Besatzungszonen. Wie sehr die sowjetische Besatzungspolitik von Beginn an durch das Ziel der Diktaturdurchsetzung und die Sicherung von Macht und Einfluss ihrer deutschen Parteigänger bestimmt war und mit welcher Brutalität dieses Ziel verfolgt wurde - davon zeugt dieser eindringliche Text.

Sein jugendliches Alter bei Kriegsende schützte Heinz Schwollius, wie viele andere seiner Generation, von denen er zu berichten weiß, nicht davor, vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet und von einem sowjetischen Militärtribunal zunächst zum Tode und dann zu 10 Jahren Arbeitslager verurteilt zu werden. Auch als 1950 mit Übergabe der Verurteilten in die Verantwortung der DDR-Behörden die Chance seitens der SED bestand, korrigierend einzugreifen, änderte sich zunächst nichts. Vielmehr setzte sich eine perverse Logik durch, die Hilde Benjamin 1955 anlässlich parteiinterner Überlegungen zur vorzeitigen Entlassung von SMT-Verurteilten wie folgt auf den Begriff brachte:

„Ich habe Bedenken, ob in der gegenwärtigen Situation die Entlassung dieser Verurteilten in diesem Umfange weitergeführt werden soll (...) Die jetzige Liste enthält zwar überwiegend solche Personen, die wegen Kriegsverbrechen, das heißt Verbrechen gegen die Menschlichkeit, verurteilt wurden, und zwar hauptsächlich auch solche, denen keine unmittelbare persönliche Schuld, sondern eine sogenannte Kollektivschuld zur Last fällt (...) Trotzdem sind diese Menschen als Personen einzuschätzen, die überwiegend keine positive Einstellung zur DDR haben werden – trotz aller günstigen Begutachtung der Haftanstalt.“¹

In der Tat: Die Jahre unbegründeter Haft und die Haftbedingungen konnten keine „positive Einstellung zur DDR“ begründen.

Martin Gutzeit (Landesbeauftragter)

¹ Benjamin an Grotewohl, Begnadigung, 15.4.55, BArch SAPMO IV 2/13/427

Kindheit in Potsdam

Die ersten 14 Lebensjahre verbrachte ich in Potsdam, wo ich 1929 geboren wurde. Mein Vater hatte eine Lehre als „Kolonialwarenhändler“ absolviert und zunächst in diesem Beruf gearbeitet, bevor er ab 1935 als Angestellter der Stadt Potsdam für sich und seine Familie den Lebensunterhalt verdiente. Sein Traum, nämlich ein Medizin-Studium, war in der Inflationszeit mangels Geld gescheitert.

Meine Mutter, die bei einem Potsdamer Regiment als Köchin tätig war, gab nach meiner Geburt die Arbeit auf. So war im Haus das Geld weiterhin knapp. Fast wäre daran mein Besuch des Real-Gymnasiums gescheitert, zu dem ich 1939 von der Volksschule wechselte, denn meine Eltern konnten das Schulgeld von 58 Reichsmark pro Quartal nicht aufbringen. Doch mit Unterstützung und Empfehlung der Volksschule erhielt ich ein Stipendium, so dass ich letztlich doch das Gymnasium besuchen konnte. Mit Kriegsbeginn wurde mein Vater 1939 eingezogen. Er kam in das Standortlazarett Potsdam, wo er als Sanitäter ausgebildet wurde - eine Ausbildung und Tätigkeit, die seinen Neigungen sehr entgegenkam. Doch wurde er bereits bei seinem ersten Einsatz als Sanitäter an der Ostfront im August 1942 so schwer verwundet, dass er wenige Wochen später, im September 1942, verstarb.

Das Unglück wollte, dass auch meine Mutter ein Jahr später, im September 1943, verstarb und ich nun elternlos war. Die städtische Fürsorge wollte mich in einem Militärwaisenhaus oder in einer „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt“ - volkstümlich als „NAPOLA“ bezeichnet - unterbringen. Diese Einrichtungen waren Internatsschulen, die nach der Machtergreifung Hitlers ins Leben gerufen wurden, um eine künftige nationalsozialistische Elite herauszubilden. Doch meine Großmutter und meine Tante sprachen sich dagegen aus und entschieden sich zu meiner Freude, mich auf eine Schule der Handelsmarine, die künftige Seeoffiziere ausbildete, zu schicken. So kam ich im Winter 1943 nach Lindau am Bodensee, wo sich diese Seeberufs-Fachschule befand.

Die Besetzung Deutschlands durch die Alliierten und die Kapitulation am 8. Mai 1945 beendeten abrupt meinen Weg zum Offizier auf einem Handelsschiff. Wie viele meiner Kameraden von der Seeberufs-Fachschule, machte auch ich mich auf den Weg zurück in meinen Heimatort.

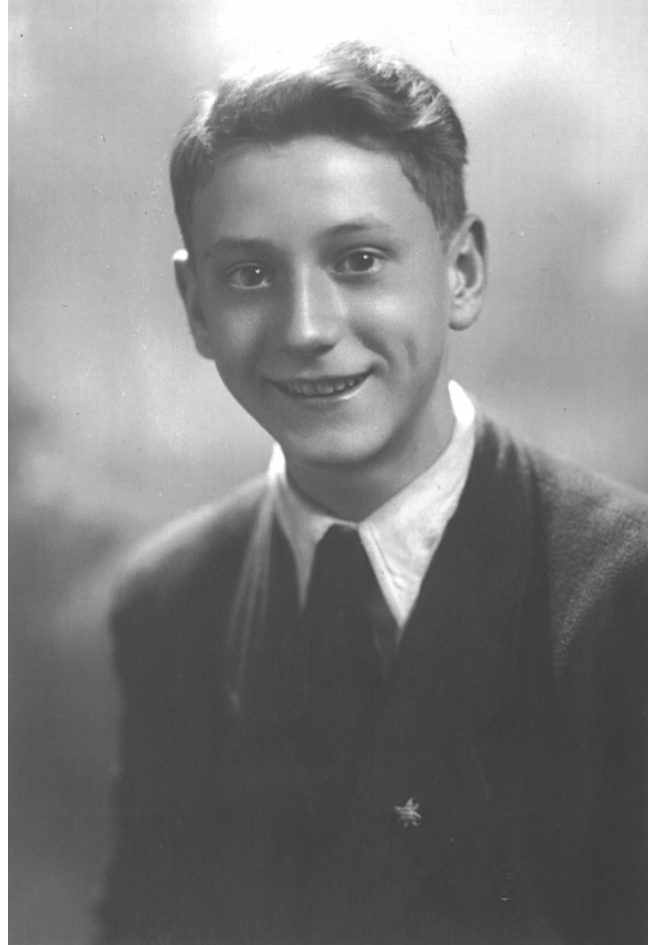
Heimkehr

Der Sommer 1945 zeigte sich wieder einmal von seiner schönsten Seite. Das hochsommerliche Wetter trug deshalb auch dazu bei, dass wir, die wir uns auf die beschwerliche Rückkehr vom Bodensee nach Berlin begeben hatten, alle Schwierigkeiten leichter bewältigten. Es schien, als wollte die Natur einen Ausgleich schaffen zu dem, was die Menschen in diesem völlig daniederliegenden Land, teils auf der Flucht, teils auf dem Wege in ihre Heimatorte, durchzustehen und zu bewältigen hatten. Täglich gab es immer neue Schwierigkeiten zu überwinden, denn Eisenbahnstrecken und Brücken waren größtenteils zerstört, so dass selbst kurze Strecken einer langen Reise ähnelten.

Schon längst hatte es sich herumgesprochen, dass uns ungeahnte Schwierigkeiten bevorstehen würden, denn es galt, entweder die Mulde oder die Elbe zu überqueren. Immer wieder hörten wir, dass auf der einen Seite die Amerikaner jeden daran hindern würden, hinüberzukommen, und auf der anderen Seite die Russen jeden vom Herüberkommen abhalten. Weder eine Landkarte noch ein Kompass wies uns den Weg, dennoch näherten wir uns instinktsicher den kritischen Stellen. Dazu zählte an erster Stelle die Mulde. Nach den Berichten war sie bei Muldenstein am besten zu überqueren. Die uns genannte Orientierungshilfe, die weithin sichtbaren Schornsteine der Fabrik, tauchten dann auch eines Tages auf und wir erreichten die Mulde. Umso größer war dann die Enttäuschung, als wir erkennen mussten, dass es bei Muldenstein kein Hinüberkommen gab. Von beiden Seiten wurde jeder Versuch mit einem wahren Geschosshagel verhindert. Zahlreiche Tote zeugten von den Dramen, die sich dort abgespielt hatten. Unsere Hoffnungen erlitten einen schweren Rückschlag, denn nun blieb uns kein anderer Weg übrig, als zu versuchen, die Elbe zu überqueren. Hinzu kam, dass es von Tag zu Tag schwieriger wurde, sich einigermaßen zu ernähren. Zwar konnten wir uns weitestgehend von den Früchten der Bäume und der Felder ernähren sowie gelegentlich auch durch die Gaben der Betreuungsstellen des Deutschen Roten Kreuzes, aber der Hunger blieb unser ständiger Begleiter.

Täglich hörten wir wahre Horrorgeschichten von Menschen, welche uns entgegenkamen. Trotz allem erreichten wir dann eines Tages, inzwischen neigte sich der Juli dem Ende zu, Dessau an der Elbe. In den Abendstunden machten wir einen ersten Versuch, die Lage dort zu eruieren. Die persönliche Inaugenscheinnahme und die Aussagen der hier lebenden Men-

schen ließen die Hoffnungen erneut auf den Nullpunkt sinken, denn eine Überquerung schien auch hier aussichtslos zu sein.



Heinz Schwollius, Aufnahme 1945

Erfreut nahmen wir deshalb das Angebot eines Mannes an, der uns die Möglichkeit des Übernachtens und vorübergehenden Aufenthaltes im alten Luftschuttkeller seines Hauses anbot. Darüber hinaus versorgte uns seine Frau nach langer Zeit wieder einmal mit einer warmen Mahlzeit. Während des Tages versuchten wir in der nächsten Zeit immer wieder, Möglichkeiten zu finden und einen Weg zu suchen. Auch der Mann, wel-

cher uns bei sich aufgenommen hatte, bemühte sich in dieser Richtung. Da er bei der Eisenbahn beschäftigt war, hatte er gegenüber anderen einen Informationsvorsprung. Diesem Umstand hatten wir es eines Tages zu verdanken, dass er uns einen Termin sagen konnte, an dem holländische Schiffer mit ihren Booten in Aken Menschen übersetzen würden. Wir kratzten unser ganzes Geld zusammen und machten uns auf den etwa 12 Kilometer langen Weg nach Aken.

Wir brauchten nur dem nicht abreißen wollenden Zug der Menschen zu folgen, um die Elbe-Aue zu erreichen, von der man uns erzählt hatte. Wir glaubten, unseren Augen nicht trauen zu können, als wir feststellten, dass eine unübersehbare Menschenmenge dicht gedrängt den ganzen Platz am Elbe-Ufer bevölkerte. Männer und Frauen mit Kindern, Uniformierte und Zivilisten, alle hatten sich hier eingefunden, um an das andere Ufer zu gelangen. Während wir die Lage sondierten, stellten wir zunächst einmal fest, dass zumindest auf unserer Seite niemand von der Besatzungsmacht zu sehen war. Auf der anderen Uferseite konnte man immer wieder Soldaten in sandfarbenen Uniformen auftauchen sehen. Nur mit großer Mühe gelang es uns, bis zu den Schiffen vorzudringen. Was immer der Grund gewesen sein mag, ob unsere jugendliche Unbekümmertheit oder das Geld, welches wir angeboten haben - man versprach uns, dass man uns in der Nacht mitnehmen würde. So hielten wir uns dicht am Wasser bereit und warteten, bis es dunkel wurde. Im Laufe der Nacht forderte man uns auf, möglichst ohne Lärm zu machen den Elbkahn zu besteigen. Für alle in dem völlig überladenen Schiff tief geduckt am Boden Hockenden schien die Zeit stillzustehen. Es war schon weit nach Mitternacht, als die beiden holländischen Boote mit sachten Schlägen in Bewegung gebracht wurden. Wir spürten, wie wir von der Strömung erfasst wurden, welche sich verstärkte, je näher wir uns der Strommitte näherten. Es waren etwa 2/3 der Elbe überquert, ohne dass bisher ein Schuss gefallen war. Man hatte uns schon vorher gewarnt, dass damit zu rechnen sei. Alles schien für uns völlig problemlos zu verlaufen, und die Spannung, welche alle erfasst hatte, schien sich zu legen. Nur die Geräusche der Nacht und des Wassers drangen durch die Dunkelheit.

Als niemand damit rechnete, erschreckte uns ein vielstimmiges „Stoi“. Im gleichen Augenblick setzte ein Gewehr- und Maschinenpistolenfeuer ein, wie man es nur vom Kriege her kannte. Wir hörten nur noch die Schiffer schreien „Alles raus und haut ab“, wobei sie sofort versuchten, das Boot zu drehen. Mit einem gewaltigen Satz sprangen wir aus dem Boot und

standen nach wenigen Metern brusttief im Wasser. Während immer noch Schüsse durch die Nacht peitschten, versuchten wir, dicht gedrängt zusammenzubleiben und das Ufer zu erreichen. Wie Schatten tauchten vor uns plötzlich Gestalten auf. Wir sahen eine Postenkette sowjetischer Soldaten, die ihre Waffen auf uns richteten. Mit erhobenen Händen gingen wir ihnen entgegen, als aus dem Dunkel ein sowjetischer Offizier auftauchte, der Befehle erteilte. Triefnass, zitternd vor Kälte und Angst, standen wir am Ufer - froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Aus den Gesten erkannten wir, dass wir uns aufstellen sollten, damit man uns nach Waffen untersuchen könne. Da niemand eine solche bei sich führte, war man offensichtlich zufrieden. Dann erschien ein Dolmetscher und erklärte, dass niemand Angst zu haben brauche, denn sie seien keine Unmenschen. Er forderte dann diejenigen auf, welche aus einer anderen Besatzungszone in die sowjetische kamen, sich rechts zu sammeln. Die anderen, welche zuvor geflohen waren und nunmehr zurückkehrten, sollten sich links aufstellen. Es waren etwa 40 Personen, die sich rechts aufgestellt hatten und nun zu einem Haus geführt wurden, wo sie zur Feststellung ihrer Personalien vernommen wurden. Gleichzeitig wurden wir alle gefilzt, wobei wir mit großer Erleichterung sahen, dass zwar alle Uhren abgenommen wurden, aber die persönliche Habe nur kontrolliert wurde. Nach der sich stundenlang hinziehenden Prozedur wurden wir aufgefordert, eine Kolonne zu bilden, wobei man versicherte, dass uns nichts passieren würde. Als wir uns dann in Bewegung setzten, war längst der neue Tag angebrochen.

Begleitet von zahlreichen Soldaten, zogen wir zunächst durch ein Waldgebiet, wo wir Menschen sahen, welche große Gruben aushoben, während andere Äste und Zweige zusammentrugen. Unaufgefordert erklärte uns ein Posten, dass dies Leute wären, die vor ihnen geflohen seien und sich jetzt ihre Erdunterkünfte bauen würden. Sie müssten etwas länger hier bleiben, damit man sie genauer überprüfen könnte. Wohin unser Marsch gehen würde, wollte oder konnte der Soldat uns nicht sagen. So marschierten wir Stunde um Stunde, ohne Essen und Trinken. Bei sengender Hitze zogen wir einem uns unbekanntem Ziel entgegen. Da jedoch einige unter uns ziemlich ortskundig waren, vermuteten sie, dass Zerbst wohl das Ziel sein würde. Diese Vermutung stellte sich dann auch als richtig heraus, als wir gegen Abend das Ortsschild erblickten. Durch die Kleinstadt führte uns der Weg zur Kommandantur, wo wir in einem großen Raum untergebracht wurden. Man versorgte uns mit Essen und befahl uns, zu

schlafen. Während der Nacht vernahmen wir ständig Lärm und Unruhe im ganzen Haus, so dass sich diese auch auf uns übertrug. Am nächsten Morgen wurden wir mit heißem Tee und einem Stück Brot versorgt und anschließend aufgefordert, uns für den Weitermarsch bereitzumachen. Wieder ging es einem unbekanntem Ziel entgegen.

So beschwerlich es auch war, im Laufe des Tages erreichten wir Roßlau. Auch hier brachte man uns in die Kommandantur, wo man erklärte, dass wir hier den Passierschein und den Stempel bekommen würden für die Weiterreise. Obwohl man uns versichert hatte, dass wir bald hingehen könnten, wohin wir wollten, konnte dies unsere innere Unruhe nicht abbauen. So setzte sich der Zug am nächsten Morgen erneut in Bewegung, denn der zuständige Offizier war nicht gekommen, wie man uns sagte. Inzwischen begleiteten uns auch berittene Soldaten, ihrem Aussehen nach offensichtlich Mongolen. Sie trieben uns ständig zur Eile an, wobei sie auch gelegentlich nachhalfen. Ansonsten konnten wir uns über die Behandlung bisher nicht beklagen. Schneller als vorgesehen erreichten wir Coswig, wo wiederum kein zuständiger Offizier anzutreffen und niemand bereit war, das entsprechende Dokument auszustellen. Dies bedeutete eine Fortsetzung des Marsches, der am Abend in Wittenberg/Lutherstadt endete. Endlich, so sagte man uns, sei der Kommandant anwesend, welcher die Passierscheine bis zum nächsten Morgen ausstellen würde. Allmählich zweifelten wir an allem, denn zu oft waren unsere Hoffnungen in den letzten Tagen enttäuscht worden. Deshalb war unsere Überraschung am nächsten Morgen umso größer, als wir einzeln zum Kommandanten gebracht wurden. Nach einem kurzen Gespräch händigte er uns die Passierscheine aus und wünschte uns eine gute Fahrt nach Berlin. Gleichzeitig ließ er durch einen Dolmetscher uns sagen, dass er es bedaure, dass nur ein Güterzug nach Berlin fahren würde, zu dem man uns gleich bringen würde. Er freue sich jedoch, dass wir in unsere Heimat zurückkehren würden. Was zunächst äußerst unglaubwürdig erschien, stellte sich bald als zutreffend heraus. Äußerst freundliche Soldaten führten uns zum Bahnhof und forderten uns auf, in den Waggons einen Platz zu suchen. Glücklicherweise standen wir direkt vor einem Bremserhäuschen, welches wir gleich belegten. Alles erschien uns so völlig unwirklich, denn was wir in den vergangenen Wochen alles über die Gräueltaten sowjetischer Soldaten gehört hatten, passte gar nicht zu dem, was wir bisher erfahren hatten.

Die Fahrt erschien uns viel zu kurz, als der Zug nahe Berlin zum Stehen kam und wir aufgefordert wurden, auszusteigen. Es dauerte nicht lange, dann hatten wir herausgefunden, dass wir in Teltow gelandet waren. Obwohl Potsdam schneller zu erreichen gewesen wäre, gingen wir gemeinsam erst Richtung Berlin. Dort wollte ich zunächst nach meiner Tante in Karlshorst schauen und erfahren, ob alle noch am Leben wären. Trotz der Hitze und der Beschwerlichkeit wurden unsere Schritte immer schneller, und bald hatten wir Berlin erreicht. Nun trennten sich unsere Wege und ich marschierte allein nach Karlshorst. Mein Herz schlug etwas schneller, als ich die S-Bahn-Station erblickte. Hier fing die Treskowallee an, und im Hause Nr. 100 wohnte meine Tante. Vor dem Haus angekommen, schnaufte ich erst einmal richtig durch und betrachtete alles genau. Gott sei Dank hatte das Haus den Krieg unbeschadet überstanden. Somit hoffte ich, dass auch alle von der Familie alles ebenso überstanden hatten. Gerade als ich klingeln wollte, öffnete sich die Tür und ein sowjetischer Offizier stand mir gegenüber. Obwohl er nur russisch sprach, begriff ich, was seine empörten Worte ausdrücken wollten. Er gab mir zu verstehen, dass dieses Haus nicht mehr für Deutsche da wäre und ich verschwinden solle. „Nix deutsch - russki, dawai, dawai.“ Völlig erschüttert stand ich vor der Tür, welche zugeschlagen wurde. Wo, so fragte ich mich, können alle nur sein? So stand ich vor dem Garten- und Hoftor, als dieses geöffnet wurde und eine weibliche Stimme rief: „Das ist aber eine Überraschung, der Herr Heinz ist wieder da.“ Es war eine Angestellte meiner Tante, wie sich herausstellte. Es hatte mir derart die Sprache verschlagen, dass ich nur noch stammelnd fragen konnte: „Was ist geschehen, wo sind denn alle?“ Als sie mir darauf antwortete, dass alles in Ordnung sei, aber natürlich nicht mehr so wie früher, war ich glücklich, denn ich hatte schon die größten Bedenken bekommen. Sie seien alle in der Backstube, leider müssten sie dort wohnen, da die Russen das ganze Haus besetzt hätten. Sie nahm mich mit, und es gab ein Wiedersehen voller Tränen. Froh, alle gesund und wohlbehalten angetroffen zu haben, machte ich mich am nächsten Tag auf den Weg nach Potsdam, heim zu meiner Großmutter, von der ich inzwischen wusste, dass auch sie alles gut überstanden hatte.

Das Ende vom Anfang

Beim Abschied im Winter 1943 hatte meine Großmutter versprochen, so lange zu leben, bis ich wieder zu Hause wäre. Seit 1940 wohnte sie in einem Damenstift, wo ich sie glücklicherweise auch antraf und notgedrungenenmaßen, wie schon 1943, nachdem meine Eltern gestorben waren, wieder bei ihr wohnen durfte. Doch die Zeit des Krieges und des Wartens auf die Heimkehr hatten die Kräfte meiner Oma aufgezehrt, so dass sie am 30. September 1945 verstarb.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Damenstiftes wohnte in einer Villa der damalige Stadtkommandant von Potsdam, Oberst Werin. So ergab es sich, dass man mit dem einen oder anderen Soldaten ins Gespräch kam. Dabei kam es auch zu einer Begegnung mit einem Unterleutnant, der sich wohltuenderweise von den anderen unterschied. Gescheit und gebildet, war er eine positive Ausnahmeerscheinung. Es gab sogar so etwas wie Sympathie, denn er nahm mich gelegentlich in das sowjetische Offiziers-Casino mit, wo ich mich einmal richtig satt essen konnte. Damals ahnte ich nicht, dass dieser Mann noch einmal eine Rolle in meinem Leben spielen sollte. Nach dem Tode meiner Großmutter stellte sich die Frage meiner künftigen Unterbringung, denn im Damenstift durfte ich nicht bleiben. Dabei kam mir der Zufall zu Hilfe, indem man mir antrug, als Betreuer der „Antifaschistischen Jugend“ in Potsdam die Jugendarbeit zu organisieren. Dazu bot man mir in der Villa, in der Heinrichstraße, eine Unterkunftsmöglichkeit. Der Gedanke, überparteilich, wie es damals hieß, mitzuwirken, dass die Jugendlichen nicht dem Schwarzmarkthandel und dergleichen nachgingen, sondern gemeinsam die Freizeit gestalteten, reizte mich, und so nahm ich dieses Angebot an.

Wegen der entsprechenden Instruktionen für die Arbeit in der Antifa mussten wir in der Folgezeit des Öfteren nach Berlin fahren. Unser Weg führte uns immer in den Stadtteil Prenzlauer Berg, wo Erich Honecker, als Hauptverantwortlicher der antifaschistischen Jugend, sein Domizil hatte und wir von dort unsere Anweisungen bekamen. Weitere Gespräche fanden auch in Potsdam, mit dem Kulturoffizier Major Klujew, statt. Bei einem solchen Gespräch erklärte dieser eines Tages völlig unerwartet, dass es keine antifaschistische Jugend geben könnte, es gibt nur eine faschistische oder eine kommunistische Jugend. Aus diesem Grunde müssten wir alle der KPD beitreten. Da wir weder etwas von der Partei noch vom Kommunismus wussten, lehnten wir dies ab. Unsere Begründung

dazu war die immer wieder propagierte Überparteilichkeit der Jugendarbeit, womit wir einverstanden waren. Da es nun keine Alternative mehr gab, war uns sehr schnell klar, dass die eingeräumte Möglichkeit einer überparteilichen Jugendarbeit nur eine Farce war. Damit endete für mich diese Episode so schnell, wie sie begonnen hatte.

Verwandte zu besuchen, war in der Zeit kaum funktionierender Verkehrsverbindungen ein regelrechtes Abenteuer. Wenn ich gelegentlich meine Tante in Berlin-Karlshorst besuchte, war dies immer mit Problemen verbunden. So kam es, dass ich wieder einmal, nach einem Besuch, keine Fahrverbindung nach Potsdam bekam. Zwangsläufig machte ich mich zu Fuß nach Potsdam auf, als ein amerikanischer Jeep anhielt und der Soldat sich anbot, mich mitzunehmen, denn er war auf dem Weg zur amerikanischen Kontrollkommission in Potsdam. Froh darüber, nahm ich dankbar dieses Angebot an. Hätte ich geahnt, dass diese Fahrt verhängnisvoll für mich werden könnte, hätte ich dieses Angebot abgelehnt.

Im Dezember 1945 forderte man mich überraschenderweise auf, bei der politischen Polizei zu erscheinen. Völlig erstaunt stand ich zwei Männern gegenüber, die mich beschimpften und behaupteten, dass ich antikommunistisch eingestellt sei und sogar mit den Imperialisten in Verbindung stehen würde, denn man hätte mich in einem amerikanischen Jeep gesehen. Man sagte mir unmissverständlich, dass man solche Elemente eliminieren würde. So und ähnlich waren die Äußerungen während der weiteren Vernehmung. Dennoch ließ man mich letztendlich wieder nach Hause gehen. Mir war zwar der Schreck gehörig in die Glieder gefahren, jedoch war ich mir keiner Schuld bewusst und daher sicher, dass mir überhaupt nichts passieren könnte. Meine größte Sorge war es damals, ein möbliertes Zimmer zu finden, da ich aus der Heinrichstraße ausziehen musste. Ich hatte Glück. Von der Familie Rohmann, Auguste-Viktoria-Straße 41, bekam ich ein Zimmer, welches ich sogar mit eigenen Möbeln einrichten durfte. Die Familie kannte meine Großmutter von früher und freute sich, mir helfen zu können. Sehr schnell näherte sich das erste Weihnachtsfest nach dem Kriege. Wie oft hatten wir uns wieder ein friedliches Fest herbeigesehnt, nun stand es vor der Tür. Immer hatten wir gehofft, das erste Weihnachtsfest im Frieden im Kreise der Familie feiern zu können, doch Ausgangssperren und Vertreibung meiner Tante aus dem eigenen Haus machten dies unmöglich.

Wenige Tage vor dem Fest erfuhr ich von dem Vater meines Freundes, Hermann Schlüter, dass sein Sohn am 18. Dezember von den Russen ab-

geholt worden sei. Mit ihm zusammen hätte man auch Klaus Tauer und Joachim Douglas sowie Klaus Eylert abgeholt. Wie er erfahren haben wollte, würden alle vier in der Viktoriastraße 54, in der ehemaligen Villa Rütten und Löning, sitzen, wo sie fürchterlich misshandelt würden. Wie ich später erfahren sollte, hatte man sie verhaftet, weil sie sich in der Oberschule gegen die Einführung des Pflichtfaches Russisch ausgesprochen hatten, nachdem es bisher ein Wahlfach war. Dies allein war Grund genug, alle vier nach qualvollen Verhören und wochenlangen Misshandlungen im Januar 1946 zum Tode durch Erschießen zu verurteilen. Im April 1946 wurde als Einziger Hermann Schlüter zu 20 Jahren Arbeitslager begnadigt, während die anderen drei erschossen wurden. Später in Torgau und Bautzen, wo ich Hermann Schlüter wieder traf, erfuhr ich die ganze Wahrheit über diese Gruppe Jugendlicher. Dank vieler Interventionen seines Vaters wurde Hermann Schlüter 1950 bereits entlassen und lebt seither wieder in Potsdam.

Damals, 1945, noch ganz unter dem Eindruck stehend, dass meine vier Jugendfreunde verschwunden waren, endete dieses Jahr für mich und die anderen Freunde sehr beklemmend. Nicht nur der Jahreswechsel war mehr als trostlos, auch die ersten Januartage vermittelten einen trostlosen Eindruck und waren gekennzeichnet von Hoffnungslosigkeit für die meisten Menschen. Im Vordergrund stand der Kampf ums Überleben. Nicht ahnend, dass es auch für mich die letzten Tage der Freiheit sein sollten, verbrachte ich die Tage damit, meine Zukunft zu planen.

Am 11. Januar, es war gegen 20.00 Uhr, klopfte meine Wirtin an die Tür und sagte, dass mich ein Fräulein sprechen möchte, was mich völlig überraschte. Zu meinem Erstaunen stellte ich fest, dass es die Bekannte meines Freundes Hänschen Gerhard war. Unter Tränen erzählte sie mir, dass die Russen Hänschen Gerhard vor wenigen Stunden abgeholt hätten. Sie würde mir raten, sofort zu verschwinden. Erfahrungsgemäß sei es so, dass auch immer die Freunde abgeholt würden. Obwohl ich mir keinerlei Schuld bewusst war und nichts getan hatte, was mir vorzuwerfen gewesen wäre, beratschlagten wir, was zu tun sei. Wir vereinbarten, dass ich am nächsten Tag nach West-Berlin fahren werde, um dort nach einem Zimmer zu suchen. Dabei erinnerte ich mich an einen ehemaligen Klassenkameraden, Werner Becker, der in der Argentinischen Allee wohnte, nachdem man seine Schwester, Gisela Becker, abgeholt hatte. Auch sie saß in der Viktoriastraße 54, wie ich später sehen und erfahren sollte. In der Vorahnung, dass ihm ein Gleiches passieren könnte, war er

sofort abgehauen. Da er selbst nur notdürftig untergebracht war, konnte er mir an dem Samstag nicht helfen. Er versprach jedoch, bis Montag eine Unterkunft zu besorgen. Dabei ging er von der Überlegung aus, dass die Russen am Sonntag nicht arbeiten würden, ich müsste nur sehr früh nach West-Berlin kommen.

So fuhr ich am gleichen Tag nach Potsdam zurück, wobei mich immer wieder die Gedanken bewegten, weshalb man Hänchen Gerhard eigentlich abgeholt hat. Er hatte niemandem etwas getan und sich auch nirgends geäußert. Da wir immer wieder von Verschleppungen, gerade Jugendlicher, gehört hatten, fragte ich mich: Wer wird wohl der Nächste sein?

Es kam Sonntag, der 13. Januar 1946. Ich war gerade wach geworden, als meine Wirtin klopfte und sagte: „Hier ist ein russischer Offizier, der ein Zimmer sucht. Er möchte auch diesen Raum einmal sehen, nachdem er schon alle Wohnungen besichtigt hätte. Ob er hereinkommen dürfe.“ Nichtsahnend sagte ich: Selbstverständlich, allerdings sei ich noch im Bett. Meine Wirtin öffnete die Tür, und in den Raum traten ein russischer Offizier und zwei Zivilisten, ebenfalls Russen, von denen einer im perfekten Deutsch „Guten Morgen Herr, Herr ...“ sagte. Inzwischen war ich aufgestanden und antwortete: „Mein Name ist Heinz Schwollius.“ Später war mir klar, dass ich mich selbst identifiziert hatte. Der Offizier und die Zivilisten wechselten ein paar Sätze, dann sagte der Zivilist, offensichtlich ein Dolmetscher, dass dem Offizier dieses Zimmer gefallen würde und ich mich anziehen möge, damit man mir ein anderes Zimmer zuweisen könnte. Noch immer ahnungslos, bat ich darum, draußen zu warten, bis ich mich angezogen hätte. Da sah ich, wie der Dolmetscher meine auf dem Tisch liegenden Sachen wie Briefftasche usw. inspizierte, und sofort schwante mir Schlimmes. Als ich meine Briefftasche fortnehmen wollte, war mir klar, was hier gespielt wurde, denn der Dolmetscher zog plötzlich eine Pistole und schrie: „Wo ist die Pistole, wo ist die Waffe?“ Ich war so erschrocken, dass ich nur fragte: „Was für eine Pistole? Ich habe keine Waffe, auch nie eine besessen.“ Sofort wurde ich in eine Ecke des Raumes gedrängt, während meine Wirtsleute leichenblass in der Tür standen. Der Offizier und der andere Zivilist durchwühlten mein Bett und das Zimmer, ohne etwas zu finden. Mit der Pistole in der Hand schrie mich der Dolmetscher an: „Sie sind verhaftet, kommen Sie mit.“

Da ich quasi aus dem Bett heraus verhaftet wurde, hatte ich nur mein Nachthemd an, welches mir meine Großmutter einmal aus flauschigem Parchim-Stoff genäht hatte. War es Intuition oder Vorahnung, jedenfalls

behielt ich dieses Nachthemd an, zog darüber ein Oberhemd und mein Jackett sowie meinen einzigen Mantel, einen Lodenmantel. Dass ich das Nachthemd anbehalten hatte, sollte mir später einmal von großem Nutzen sein. Zunächst einmal glaubte ich, mich warm genug angezogen zu haben, denn der Dolmetscher sagte gleich: „Ziehen Sie sich warm an.“ Warum er dies sagte, sollte mir sehr schnell klar werden. Zunächst nahm ich an, dass damit angedeutet werden sollte, dass es draußen sehr kalt sei, denn es war inzwischen Winter geworden.

Äußerlich gefasst, doch innerlich erregt, gingen wir die Treppe hinunter und zum Haus hinaus. Dort sah ich eine Limousine, Marke Opel Kapitän, stehen, in die man mich hineinschubste. Ich sah, dass neben zwei sowjetischen Soldaten noch jemand darin saß. Zu meinem Entsetzen musste ich feststellen, dass ich ihn kannte. Es war ein guter Bekannter, der 18-jährige Manfred von Löwenstern. Er sagte nur: „Jetzt hat man auch uns abgeholt. Ich glaube, dass sie alle Jugendlichen abholen und verschleppen.“

In den Zellen des NKWD

Während wir durch die uns bekannten Straßen fuhren, erinnerte ich mich, dass uns als Kinder im Krieg ein russischer Kriegsgefangener von den Straflagern erzählt hatte. Damals erschien uns dieses unwirklich und unrealistisch. Der ihn begleitende deutsche Posten sagte bei dieser Gelegenheit dazu ergänzend: „Die Russen können froh sein, dass sie in Kriegsgefangenschaft gekommen seien. Die meisten wären sonst bei der GPU gelandet.“ Er sah wohl unserem Gesicht an, dass wir uns darunter nichts vorstellen konnten, weshalb er uns fragte: „Wisst ihr eigentlich, was GPU bedeutet? Es heißt Greuel - Panik - Untergang.“

Wie wahr diese damals propagandistisch gefärbte Äußerung sein würde, sollten wir bald selbst am eigenen Leibe erfahren. Wir fuhren eine kurze Strecke, bis wir vor der Villa Rütten und Löning in der Viktoriastraße 54 anhielten und aussteigen mussten. Uns war sofort klar, dass dies das Haus ist, in dem auch Hermann Schlüter und seine Freunde festgehalten wurden. Alles, was darüber gemunkelt wurde, bestätigte sich. Sofort nach der Ankunft wurden wir mit Schlägen und Tritten in den Keller getrieben, wo wir uns nackt ausziehen mussten. Man konfizierte alles, was sich in den Taschen befand, nahm uns Gürtel und Schnürsenkel ab, schnitt uns die Schuhe auf und die Haare ab. Kahl geschoren, unter wüsten Beschimpfungen getreten und geschlagen, wurden wir durch die Kellergänge getrieben und in eine Zelle gestoßen. Es bedurfte einiger Zeit, bis wir uns von unserem Schrecken erholt hatten und unsere Umgebung wahrnehmen konnten. Dabei stellten wir fest, dass wir nicht alleine waren. Kaum noch als menschliche Wesen erkennbar, hockten an der Wand entlang, mit zum Teil entstellten Gesichtern, Hänschen Gerhard, Wolfgang Landt, Hans Deimlig und Dietrich Marx sowie zwei unbekannte Männer. Ein fürchterlicher Gestank erfüllte den viel zu kleinen Raum. Da unsere sämtlichen Glieder schmerzten und die Ereignisse der letzten Stunden kaum einen klaren Gedanken zuließen, dauerte es einige Zeit, bis wir anfangen zu begreifen, was überhaupt geschehen war. Während wir ängstlich den Raum sondierten, durchzog fröstelnde Kälte den Körper. In dem Kellerraum, ohne Fenster und Tageslicht, herrschte eisige Kälte. Auf dem Boden hockten die ausgemergelten Gestalten, die uns mit entsetzten Augen ansahen. Es war unmöglich, die schmerzenden Beine auszustrecken noch sich hinzulegen, was außerdem verboten war, wie sich sehr schnell herausstellte. Eine grelle Lampe an der Decke sorgte dafür, dass alles noch gespensti-

scher aussah. An einer Wand konnten wir viele Namen erkennen, die offensichtlich von früheren Häftlingen in den Wandputz eingekratzt worden waren. Im Laufe der Zeit fanden wir auch den Namen von Klaus Tauer und anderen Potsdamer Jugendlichen, die mir persönlich bekannt waren. Voller Angst verbrachten wir so die ersten Stunden. Niemand traute sich, etwas zu sagen, da vor der mit Eisenstäben versehenen Tür ein Posten ständig auf und ab ging. Durch den grellen Schein der Lampe vor der Zelle und dem Tag und Nacht brennenden Licht in der Zelle konnte man sofort erkennen, wenn wir uns unterhielten. Immer wieder schrie uns der Posten an, wobei er an die Eisenstäbe schlug. Wutschnaubend öffnete er die Tür, und mit Tritten gab er uns zu verstehen, dass wir aufstehen sollten. Es war verboten, während des Tages sich hinzulegen. Man hatte den ganzen Tag mit dem Gesicht zur Wand zu stehen, wobei das Sprechen miteinander verboten war. Nur mühsam gelang es, uns etwas zuzuflüstern, wobei alle die Frage interessierte, weshalb man uns wohl abgeholt hat. Obwohl man bald jede zeitliche Orientierung verlor, hatten wir mitbekommen, dass man tagsüber nicht zur Vernehmung geholt werden würde. Dafür würde man während des Tages von den Posten schikaniert. Dies zeigte sich auch bald auf unangenehmste Weise. Sobald einer zusammensackte oder ohnmächtig wurde, kamen die Posten in die Zelle, und je nachdem, wie sie aufgelegt waren, prügelten sie entweder alle einmal durch oder nur den Betroffenen. Besonders schmerzhaft waren dabei die Tritte in den Genitalbereich, die von den Posten mit russischen Flüchen und den wütesten Ausdrücken begleitet wurden. Durch das Stehen während der Tagesstunden war jeder körperlich und psychisch am Ende, hinzu kam die Angst vor dem Ungewissen.

Wie lange es gedauert hat, bis man mich zur ersten Vernehmung holte, vermag ich nicht zu sagen. Plötzlich wurde die Tür geöffnet und ein Posten verlas meinen Namen und brüllte: „Dawai, dawai.“ Diese erste Vernehmung ist mir jedoch noch sehr genau in Erinnerung, denn sie begann mit der Frage: „Wer ist dies?“, wobei der Vernehmungsoffizier auf ein Bild an der Wand zeigte. Gleichzeitig schlug der Dolmetscher mir ins Gesicht und trat mit seinen Füßen zu. Als ich antwortete, dass dies Stalin sei, schrie er: „Warum sagst Du nicht Hitler?“ Gleichzeitig schlug er mich erneut zu Boden, so dass ich besinnungslos wurde. Nach etwa zwei Stunden musste ich ein in russischer Sprache abgefasstes Protokoll unterschreiben, und ein Posten brachte mich wieder in meine Zelle.

Glaubte man anfangs, dass man nun auf dem kalten Boden hockend jetzt etwas schlafen könnte, stellte sich dies als Irrtum heraus. Hatte man gerade seine Augen geschlossen und war vor Schwäche und Übermüdung eingeschlafen, wurde man erneut zur Vernehmung geholt. Im Laufe der Zeit konnten wir in unserer Verfassung kaum noch stehen oder laufen, weshalb der Weg durch die Kellergänge hinauf ins Vernehmungszimmer mehr und mehr zur Strapaze wurde. Viele zerbrachen allein an diesem Martyrium. Die Anzahl meiner Vernehmungen vermag ich nicht mehr genau zu sagen, denn nach der fünfzigsten war ich nicht mehr in der Lage, diese zu zählen und in meinem Gedächtnis festzuschreiben.

Die Vernehmungen zogen sich wochenlang hin, und die Lebenskraft versiegte immer mehr. Auch die Methoden, ein Geständnis zu bekommen, verschärften sich zudem. Besonders schlimm gebärdeten sich die weiblichen Dolmetscherinnen, sie schäumten über vor Sadismus und Brutalität. Man hatte eigentlich nur einen Wunsch, nämlich dass dieses Martyrium endlich enden möge. So ging es allen, sofern sie überhaupt diese Quälereien überlebten. So war es nicht verwunderlich, dass jeder irgendwann alles unterschrieb, was man ihm vorlegte. Letztendlich war es auch egal, denn immer wieder wurde einem gesagt, dass man nicht mehr hier herauskommt, bestenfalls käme man nach Sibirien. Da außerdem alle Protokolle in russischer Sprache abgefasst waren, was von keinem gelesen werden konnte, war es irgendwann so weit, dass man alles unterschrieb.

Nicht nur die Vernehmungen zermürbten die Menschen, sondern auch die hygienischen Verhältnisse und der Hunger. Läuse und Wanzen taten ihr Übriges. Die tägliche Essensration bestand aus einer Scheibe nassen, klebrigen Brotes und einer Schale Wassersuppe. An manchen Tagen gab es auch gar nichts, so dass alle Inhaftierten in kürzester Zeit zu Skeletten abgemagert waren. Die mangelnde Ernährung schaffte auch große Probleme mit der Notdurft. Zu diesem Zwecke stand ein Holzkübel in der Zelle, welcher von Zeit zu Zeit vor die Tür gestellt werden musste, zwecks Leerung. Die Leerung erfolgte durch offensichtlich ebenfalls inhaftierte russische Soldaten, denn sie wurden ähnlich brutal von den wachhabenden Posten behandelt wie wir. Während dieser Wochen in der Untersuchungshaft, in der wir uns mehr als Tiere denn als Menschen fühlten, kam es immer wieder zu Exzessen, wenn betrunkene Posten grölend in den Keller kamen. Zelle um Zelle wurde dann von ihnen vorgenommen und die eingesperrten Häftlinge auf brutalste Art misshandelt. Schreie und Stöhnen, begleitet von russischen Flüchen, erfüllten den ganzen Keller. Als ich in

einer solchen Nacht, in der ich selbst schwer misshandelt worden war, was deutlich sichtbar war, noch zur Vernehmung geholt wurde, fragte mich der vernehmende Unterleutnant, woher die Verletzungen stammen würden. Wahrheitsgemäß erzählte ich ihm von den Vorkommnissen. Die Folge war, dass ich sowohl von ihm als auch vom Dolmetscher und dem anwesenden Posten auf brutalste Art geschlagen wurde. Während nachher der Vernehmungsoffizier wie unbeteiligt sich an seinen Schreibtisch setzte und sich eine Papyros anzündete, schrie der Dolmetscher immer wieder: „Warum lügst du? - Ein russischer Soldat tut so etwas nicht.“

Die Vernehmung

Es war ein Tag wie alle anderen bisher. Stumpfsinnig hockten wir auf dem kalten Zellenboden, als an der Zellentür einer von den Soldaten auftauchte, deren finstere Gesichter uns schon allein Angst einflößten. Diesen undurchdringlichen mongolischen Gesichtern merkte man an, dass es ihnen schwerfiel, ihren Hass gegen alle Deutschen zu unterdrücken. Ihr Erscheinen ließ uns jedes Mal erschrecken, denn keiner wusste, ob dies die letzte Stunde ist.

Wenn sich der Schlüssel im Schloss drehte, verursachte dies ein eigenartiges metallisches Geräusch, das bei allen das Herz schneller schlagen ließ, da niemand wusste, wer jetzt geholt werden würde. Immer wieder hatte man bei den Vernehmungen zu hören bekommen, dass es völlig egal sei, ob man etwas zugeben würde oder nicht; lebend würden wir ohnehin hier nicht mehr herauskommen.

Nachdem die Tür geöffnet war und alle angstvoll noch enger zusammengekrochen waren, wanderten die Blicke des Mongolen langsam von einem zum anderen. Es schien ihm Spaß zu machen, uns dadurch noch mehr in Panik zu versetzen. Der Zettel, den er in den Händen hielt, ließ uns vermuten, dass jemand zur Vernehmung geholt werden soll. Wie von ferne hörte ich: „Geinz Schwollius“, wobei es ihm schwerfiel, den Namen richtig auszusprechen, „du komm, dawai, dawai.“ Bevor er die Zellentüre schloss, musste ich, mit dem Gesicht zur Kellerwand stehend, warten, während der im Keller patrouillierende Posten mir die Maschinenpistole in den Rücken drückte. Dabei hatte er den Finger am Abzug. Diese Beobachtung hatten wir immer machen können, wenn jemand zur Vernehmung geholt wurde. Es war schon ein Wunder, dass dabei nichts passiert ist, denn die russischen MPs hatten eine schlechte Sicherung. Der Soldat befahl mir, loszugehen, wobei er, dicht hinter mir gehend, die jeweilige Richtung befahl. Die Kellergänge waren wohl aus Fluchtverhinderungsgründen sehr winkelig, wie ein Labyrinth. Dann erreichten wir die Treppe, die in den 1. Stock führte. Hier hieß es dann wieder: „Du warten“, wobei man wie gewohnt mit dem Gesicht zur Wand zu stehen hatte. Auf das Kommando „Komm“ betrat ich das Zimmer. Mein erster Blick fiel auf den Vernehmungsoffizier, welcher hinter seinem Schreibtisch saß. Die Ungewissheit der bevorstehenden Vernehmung und welche Verhörmethoden dieses Mal bevorstanden, ließen meine Knie zittern. Als man mich aufforderte, auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen, stellte

ich fest, dass diese Aufforderung von einer weiblichen Stimme kam. Aus der Ecke des Raumes trat plötzlich eine uniformierte Frau in die Mitte des Zimmers. Sie betrachtete mich von oben bis unten. Unwillkürlich schämte ich mich, in diesem Aufzug, zerlumpt und kahl geschoren, dieser Frau gegenüberzusitzen. Obwohl wir in unserem Alter noch keine engeren Beziehungen zu Frauen hatten, außer kameradschaftlichen Umgang, fiel mir die beeindruckende Figur dieser Frau ins Auge. Die eng geschnittene Uniform schien ihre Figur mehr zu betonen als zu bekleiden. Unter den Verhältnissen, wie wir lebten, erschien mir diese Frau wie ein Wesen von einem anderen Stern. Dunkle Haare umrahmten ein interessantes Gesicht mit leicht slawischem Ausdruck. Eine sympathische Stimme, deren Ton sich aber schnell ändern sollte, fragte im perfekten Deutsch: „Sprechen sie Russisch?“ Mir verschlug es fast die Sprache, denn mit einer solchen Höflichkeit hatte ich niemals gerechnet. Sicherlich war dies auch der Grund, dass ich glaubte, dass diese Vernehmung angenehmer verlaufen würde als die bisherigen. Die notorisch vorhandene Angst einerseits und das ungewohnte Bild, einer Frau gegenüberzusitzen, ließen mich mit heiserer Stimme nur mit „Nein“ antworten. „Gut“, sagte sie, „dann werde ich für sie übersetzen.“ Offensichtlich bemerkte der Offizier, wie peinlich mir diese Situation war, denn er lachte, während er sich mit ihr russisch unterhielt. Obwohl meine körperliche Verfassung überhaupt nicht irgendwelche menschlichen Empfindungen erlaubte, empfand ich die Anwesenheit dieser Dolmetscherin doch als angenehm, zumal ihr Parfüm den ganzen Raum erfüllte. Ich war in meiner Naivität überzeugt, dass diese Vernehmung bestimmt eine Wende zum Guten nehmen würde. Mit ihren etwa 25 Jahren würde sie bestimmt mehr Verständnis aufbringen und wissen, dass ich und die anderen keine Nazi-Verbrecher waren oder gar Untergrundkämpfer, was man mit der Unterstellung der „Werwolfzugehörigkeit“ bisher behauptet hatte. Dann begann die Vernehmung, so wie es bisher immer gewesen war. Sie stellte die gleiche stereotype Frage wie alle anderen Dolmetscher: „Weißt du, warum du hier bist?“ Und wie bisher antwortete ich: „Nein.“

Daraufhin entwickelte sich zwischen dem Vernehmungsoffizier und der Dolmetscherin ein Dialog in russischer Sprache, welche ich nicht verstand. Zwischendurch bemerkte ich, wie die Dolmetscherin immer wieder mit dem Kopf nickte und zu dem, was der Offizier sagte, mit „Dag, dag“ antwortete, was ich deshalb so auslegte, dass dies „Ja, ja“ heißen würde. Dieses „Dag, dag“ ging mir immer noch im Kopf herum, da es mich an

das Geschnatter von Gänsen erinnerte, als ich die Dolmetscherin fragen hörte, wobei ein gefährlicher Unterton in ihrer Stimme zu bemerken war: „Du bist also unschuldig?“ Was immer mich veranlasste, sofort mit „Dag, dag“ zu antworten, ist mir noch heute unverständlich. Es war wohl noch der komische Eindruck ihrer mit Kopfnicken begleiteten Worte. Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, glich ihr Gesicht im gleichen Moment einer furchtbaren Fratze mit wutverzerrtem Mund und hervorstehenden Augen. Sie trat auf mich zu und blieb, fast mich berührend, vor mir stehen. Dabei schrie sie mir ins Gesicht, so dass ich ihren Atem verspürte. „Du bist ein Lügner, du hast gessagt, dass du kein Russisch verstehst und jetzt antwortest du auf Russisch.“

Im gleichem Moment fuhren ihre Arme, welche sie bisher auf dem Rücken gehalten hatte, wie elektrisiert nach oben und mich durchfuhr plötzlich ein stechender Schmerz im Kopf. Wie ein gefällter Baum fiel ich vom Stuhl, dann schwand mein Bewusstsein. Wie lange ich auf dem Rücken gelegen habe, entzieht sich meinem Erinnerungsvermögen. Während mir noch alles vor den Augen verschwamm, sah ich wie durch einen Schleier, dass jemand über mir stand. Von fern hörte ich Gekicher und Worte in meinen Ohren und ich bemerkte, dass mir etwas Warmes über das Gesicht lief. Meine Besinnung kehrte zusehends zurück und mein erster Gedanke war: „Du musst furchtbar bluten“, denn überall im Gesicht war es feuchtwarm. Vorsichtig öffnete ich meine Augen, wobei ich Angst hatte, dass ich nicht mehr sehen könnte, und blickte nur in ein Dunkel. Dann sah ich die gespreizten Beine über mir, die in diesem Dunkel endeten. Schlagartig wurde mir klar, was hier passierte, denn der hochgeschürzte Rock und das nicht mehr enden wollende Nass, welches mir über das Gesicht lief, war nicht mein Blut, sondern ihr Urin - sie pinkelte mich einfach an. Zunächst befiel mich Ekel, doch dann war ich froh, dass es nur Urin war und nicht mein eigenes Blut. Als sie bemerkte, dass ich das Bewusstsein wiedererlangt hatte, schrie sie, mit gespreizten Beinen immer noch über mir stehend: „Du deutsches Schwein, du wirst nie mehr eine deutsche Frau ficken, fick deine Mutter, huis nim“, was wohl so viel hieß wie: fick deinen Schwanz.

Während des ganzen Vorganges saß der Vernehmungsoffizier hinter seinem Schreibtisch und ergötzte sich offensichtlich an diesem Auftritt seiner Dolmetscherin, denn er sagte mit einem gewissen Sarkasmus in der Stimme: „So geht es dir, wenn du lügst. Eine deutsche Frau wirst du nie mehr ficken, du wirst höchstens von den Frauen angepinkelt.“ Dies war

jedenfalls die Übersetzung durch die Dolmetscherin, wobei sie hinzufügte: „Am liebsten hätte ich dir ins Gesicht geschissen, denn du bist für mich nur ein Stück Scheiße.“ Meine Gedanken waren so durcheinander, dass ich erst später begriffen habe, was eigentlich passiert war. Wir alle hatten schon die unglaublichsten Methoden von Verhören und Folterungsarten kennen gelernt, doch dieses Erlebnis hätte ich niemals für möglich gehalten, vor allem nicht von einer Frau.

Nachdem man mich nach dem Verhör wieder in die Zelle geschleppt und ich mich erholt hatte, wollten die anderen natürlich wissen, wie es gewesen sei. Dabei konnte man nur dem nächsten Nachbarn etwas zuflüstern, denn die Posten beobachteten besonders genau, sobald jemand vom Verhör zurückgebracht wurde. Sie trösteten mich, denn meine Knochen seien ja heil geblieben und ich sei ja noch am Leben. Jeder zitterte immer um den anderen, wenn dieser herausgeholt wurde.

Obwohl nicht viel Zeit blieb, über das Erlebte nachzudenken, denn auch in dieser Nacht folgte noch eine weitere Vernehmung, konnte ich immer noch nicht begreifen, was passiert war. Immer wieder fragte ich mich: „Warum hassen uns die Russen derartig? Ich habe doch niemandem etwas getan.“

Von dem, was während des Krieges in Russland deutsche Truppen und Einsatzgruppen an Gräueltaten begangen hatten, wusste ich zu jener Zeit nahezu nichts. Heute, nach einem Abstand der Geschehnisse, erscheint einiges in einem anderen Licht.

Bei Kriegsende hatten wir gehofft, dass endlich ein anderes Leben beginnen würde, und dann mussten wir Derartiges erleben. Überall in Potsdam hingen 1945 die Plakate, auf denen es hieß: „Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber wird bestehen.“ Ich und viele meiner jugendlichen Haftkameraden stammten aus gutbürgerlichen Familien, erzogen als ehrliche und aufrichtige Menschen, nicht als Bösewichte. Doch diese Art der Behandlung veränderte unsere Einstellung ganz wesentlich. Uns als Schweine zu bezeichnen, machte uns eher stolzer, denn wir hatten erlebt, wie sich unsere Befreier und Menschenfreunde benommen hatten. Dies war auch der eigentliche Grund, weshalb wir uns einig waren, kein Gnadengesuch zu schreiben. Lieber wollten wir sterben, als denen, die uns so gequält und gefoltert hatten, den Triumph zu gönnen, dass sie uns kleinbekommen haben.

Jeder Tag, jede Nacht und jede Vernehmung brachten neue Überraschungen, meistens recht schlimme. Eines Tages jedoch erlebte ich eine ange-

nehme Überraschung, als ich zu meinem Erstaunen feststellen musste, dass mir jener Offizier gegenüber saß, der mich 1945 einige Male in das Offiziers-Casino mitgenommen hatte. Als er mich sah, rief er erstaunt: „Geinz, was machst du hier?“ Freudig erklärte ich, dass man mir vorwirft, antisowjetische Propaganda betrieben zu haben und außerdem angebliche Spionage sowie die Beteiligung an einer terroristischen Organisation. Er lachte nur und sagte: „Du bist ein guter Freund, du kommst nach Hause, dafür werde ich sorgen.“ Diese Vernehmung war die einzige, die ohne Schläge und Misshandlungen vorgenommen wurde. Es war auch leider die einzige durch diesen Offizier, denn schon in der nächsten Nacht saß ich einem der schlimmsten Schläger gegenüber.

Nach wochenlangen Verhören war mir alles egal, so dass ich unterschrieb, was man mir vorlegte. Auch die Fahrt mit dem Jeep von Berlin nach Potsdam legte man mir so aus, dass ich dabei einen Spionageauftrag erhalten hätte. Dass man von mir auch den Aufenthaltsort von Hitler wissen wollte, empfand ich schlichtweg als Witz, obwohl ich letztendlich unterschrieb, dass ich Hitler kennen würde.

Inzwischen hatten wir gehört, dass noch viele andere Jugendliche verhaftet worden waren und zum Teil im Gefängnis in der Lindenstraße sitzen würden. Wie sich später herausstellte, waren über 50 Jugendliche verhaftet worden, von denen die meisten gerade erst 16 Jahre alt waren.

Während der ersten Tage in der Zelle bewegte uns alle nur eine Frage: „Wem haben wir es zu verdanken, dass wir abgeholt worden sind? Es kann doch kein Zufall sein, dass wir alle, die wir verhaftet worden waren, uns von früher her kannten?“

Wir hatten auch begriffen, dass nach russischem Recht jeder Angeklagte seine Unschuld beweisen müsse, was nicht möglich ist, wenn man dazu keine Gelegenheit erhält. Dagegen genügt es, wenn das Gericht die Schuldbehauptungen aufstellt. So fragten wir immer wieder bei den Verhören, woher man das weiß, denn es würde nicht stimmen. Dies veranlassete zwar den Vernehmungsoffizier und den Dolmetscher, uns regelmäßig zu verprügeln, aber eines Tages meinte der Dolmetscher mit süffisantem Unterton in der Stimme, dass er einen interessanten Gesprächspartner eingeladen hätte. Überrascht von dieser Art der Vernehmung, wartete ich gespannt. Zu meinem Erstaunen erschien im Zimmer ein ehemaliger Bekannter, ein gewisser Gerhard Feuerstark. Dieser erklärte auf die Frage des Vernehmers, dass er mich kenne und wisse, dass ich antisowjetisch eingestellt sei, ebenso die anderen. Ich flehte ihn an, doch keinen Unsinn

zu erzählen, denn wir hätten uns lange nicht gesehen und auch nicht miteinander gesprochen. Er aber blieb dabei, obwohl er mich dabei nicht ansehen konnte. Er hatte uns an die Russen ausgeliefert. Wiederholt bat ich ihn, seine Aussage zu widerrufen, denn wenn er dies von uns behauptete, dann müsste er ja mit uns in Verbindung gewesen sein. Plötzlich horchte der Dolmetscher auf, und ehe sich Gerhard Feuerstark versah, war er zu Boden geschlagen und wurde hinausgeführt. Etwa zwei Stunden später wurde er in unsere Zelle gestoßen, wo meine Kameraden bereits von mir informiert waren. So wurde der arme Kerl nicht nur von den Russen mit Prügeln bedacht, sondern auch von uns. Auf unsere immer wieder gestellte Frage, warum er solche Unwahrheiten verbreitet hätte, sagte er, dass er für jeden Namen, den er nennen würde von Bekannten, die antisowjetisch eingestellt seien, 40,00 Mark bekommen würde. Da er gern nach West-Berlin übergesiedelt wäre und dazu Geld benötigt hätte, habe er alle Namen angegeben, die ihm gerade eingefallen seien. Er hätte ja nicht gehnt, dass man sie alle verhaften würde, sondern hätte geglaubt, dass man sie nur beobachtet. Jetzt bereute er seine Handlungsweise und bat uns um Entschuldigung. Die Erkenntnis, dass der Russe den Verrat liebt, jedoch nie den Verräter, kam zu spät. Statt in Berlin, saß er nun mit uns in einer Zelle und kassierte besonders viele Schläge, denn auch die Posten hatten erfahren, dass er uns ausgeliefert hatte, und auch sie hatten nichts für einen Verräter übrig. Dass er letztendlich mit uns gemeinsam zum Tode verurteilt, aber nicht begnadigt wurde, empfanden wir als ausgleichende Gerechtigkeit.

Gefoltert, geschlagen, zum Teil halbtot, misshandelt und geschunden, haben alle unterschrieben, was man ihnen vorlegte. Alle hatten nur einen Wunsch: Raus aus dieser Hölle! Immer wieder hatte man uns gesagt, dass man im Arbeitslager ein besseres Leben haben würde, und raus kämen wir sowieso nicht mehr. Ende Februar 1946 reichte man uns die Anklageschrift. Da alles in Russisch geschrieben war, konnten wir nichts daraus entnehmen, lediglich die Paragraphen. Ein uns wohlgesonnener Posten hatte uns einmal mitgeteilt, dass alles nicht so schlimm wäre, sofern der Paragraph 58/8 bei uns nicht angewendet würde. Deshalb fiel unser Blick als erstes auf die Anklageparagraphen, und der befürchtete Paragraph 58/8 war zu unserem Entsetzen darin vermerkt.

Das Urteil

Am 1. März war es dann so weit. Man holte uns gemeinsam zum Tribunal und der Urteilsverkündung. Insgesamt waren wir acht Jugendliche: Heinz Schwollius - Hans Gerhard - Wolfgang Landt - Manfred von Löwenstern - Dietrich Marxs - Hans Deimling - Dieter Grenz und Gerhard Feuerstark. Man führte uns in den Raum, im Parterre des Hauses Viktoriastraße 54, in dem das sowjetische Militärtribunal unter dem Vorsitz eines Oberstleutnants mit zwei Beisitzern saß. Nach wenigen Sätzen, die wir nicht verstanden, verlas der Vorsitzende des Tribunals das Urteil, welches dann vom Dolmetscher übersetzt wurde. Es lautete kurz und bündig, dass alle acht Angeklagten nach §§ 58/2 - 58/6 - 58/8 - 58/9 und 58/11 zum Tode durch Erschießen verurteilt seien. Das Urteil sei unabänderlich, es könne aber sofort ein Gnadengesuch eingereicht werden.

Dann kam die Frage: „Wer möchte ein Gnadengesuch einreichen?“ Wir schauten uns an und sagten übereinstimmend, dass wir unschuldig seien und kein Gnadengesuch schreiben würden. Daraufhin wurden wir wieder in den Keller geführt, wobei sich alle aufmarschierten Posten bemühten, möglichst schnell ebenfalls dorthin zu kommen. Allmählich mit den Gepflogenheiten vertraut, ahnten wir nichts Gutes. In einem Kellerraum mussten wir uns nackt ausziehen, wobei uns ein ziemlich korpulent wirkender Major mit Stiefeltritten bearbeitete und herumhüpfte wie ein Gummimännchen. Dann mussten wir paarweise Aufstellung nehmen, um durch die Gänge zu der Todeszelle getrieben zu werden. Bei dieser Gelegenheit kam es zu dem Vorfall, der uns an eine höhere Gewalt und Gott glauben ließ. Beim dritten Paar passierte es: Während der eine Posten die Zelle aufschloss, schlugen die anderen mit den Kolben ihrer Maschinenpistolen auf die beiden ein. Infolge der schlechten Sicherung der russischen Waffen löste sich plötzlich ein Schuss, der einen abseits stehenden Posten tödlich in den Kopf traf, so dass er zusammenbrach. Bevor wir uns von unserem Schrecken erholen konnten, hatte man den Erschossenen im Waschkorb weggetragen. Wir empfanden diesen Vorfall als göttliche Fügung und als Hinweis dafür, dass es noch so etwas wie eine Gerechtigkeit gibt und wir nicht sterben würden, da einer unserer Peiniger früher tot war als wir.

Am nächsten Tag reichte man uns Papier und einen Bleistift in die Zelle, um ein Gnadengesuch zu schreiben. Wiederum lehnten wir dies ab, weshalb der Dolmetscher fluchend nach oben verschwand. Am darauf folgen-

den Tag erschien er wieder, diesmal jedoch in Begleitung eines hünenhaften russischen Feldwebels.

Dieser drängte uns einzeln in eine Ecke der Zelle, so dass wir nur noch die Wand im Rücken hatten, und fing an, uns mit Schlägen und Tritten zu bearbeiten, bis jeder einzelne blutüberströmt zusammenbrach. Der Dolmetscher versprach, so lange wiederzukommen und diese Prozedur zu wiederholen, bis wir bereit wären, ein Gnadengesuch zu schreiben. Uns erschien es so, als wäre die Verurteilung nur zur Abschreckung erfolgt, man aber in Wirklichkeit aber begnadigen wollte und deshalb auf einem Gnadengesuch bestand. Da wir keinen Ausweg sahen und merkten, dass man mit den Prügeln ernst machte, schrieben wir letztlich das Gnadengesuch an Ministerpräsident Kalinin.

Inzwischen waren sieben Wochen vergangen, seit man uns verhaftet hatte. Für uns, die wir seitdem nur unter der Erde, in einem Keller lebten, erschien diese Zeit wie eine Ewigkeit. Wir waren nicht mehr dieselben, denn seit sieben Wochen konnten wir uns weder waschen noch sonst reinigen. Das tägliche Essen, sofern es überhaupt etwas gab, bestand aus einer Schüssel Wassersuppe und gelegentlich einer Scheibe Brot. Heruntergekommen und abgemagert, verdreht und verlaust warteten wir auf den Abtransport und das, was uns erwarten würde. Seit unserer Verurteilung erschienen es uns, als seien die Wachmannschaften erheblich freundlicher. Offensichtlich war es nur das Ziel, möglichst viele zu Geständnissen zu bringen, die Menschen dann zu verurteilen und sie als billige Arbeitskräfte zu benutzen.

Man scheuchte uns auch nicht mehr von der Zellentür weg, wenn wir versuchten, Blicke auf die uns schräg gegenüberliegende Zelle zu werfen, in der einige Frauen eingesperrt waren, unter anderem auch die Schwester meines Schulfreundes, Gisela Becker. Die Tür zu der Frauenzelle stand meistens offen. Wie wir es wahrnehmen konnten, geschah dies deshalb, damit sich die Posten jederzeit „bedienen“ durften. Dabei war jedoch nicht zu verkennen, dass manche Frau sich davon Vorteile oder sogar die Freilassung versprach, denn es war festzustellen, dass manche sich äußerst kooperativ verhielten.

In der Todeszelle

Wenige Tage nach unserer Verurteilung herrschte plötzlich Aufregung im ganzen Keller. Wir ahnten schon, dass nunmehr unser Abtransport erfolgen sollte. Unter zahlreicher Bewachung wurden wir spät abends auf einen LKW verfrachtet und durch Potsdam gefahren. Obwohl es dunkel war und keine Sichtmöglichkeit bestand, vollzogen wir im Geist jede Richtungsänderung des Wagens nach. Es war uns bald klar, dass wir zunächst in Potsdam bleiben werden, denn der LKW fuhr Richtung Pflingstberg und Neuen Garten. Beim Aussteigen erkannten wir, dass wir durch ein Tor hindurchgefahren waren und vor einem roten Backsteingebäude standen. Wir waren im Sperrgebiet der Sowjets, am Neuen Garten, in der Leistikowstraße 1 - heute eine Gedenkstätte.

Ein größeres Aufgebot von Soldaten trieb uns in das Gebäude und in die Kellerräume. Nur wenige Minuten war es uns vergönnt, einmal frische Luft zu schnappen und wenigstens einen Blick zum Himmel zu werfen, dann waren wir wieder unter der Erde verschwunden. Bevor die Zellentür geöffnet wurde, stellten wir fest, dass alle Gänge mit Teppichen ausgelegt waren. Offensichtlich dienten sie dazu, dass die Posten lautlos ihre Kontrollen durchführen konnten und auch Zugänge und Abtransporte unbenutzt erfolgen konnten. Wir wurden in eine Zelle geführt, die mit einer Pritsche längs des Raumes ausgestattet war. Weder Strohsäcke noch sonst eine Unterlage waren vorhanden. Außer uns befanden sich in der Zelle noch zwei Personen, die sich kurze Zeit später als ehemalige Offiziere der Wlassow-Armee, welche man auch zum Tode verurteilt hatte, zu erkennen gaben. In dem Raum befand sich noch ein Holzkübel für die Notdurft, aber nichts, um sich waschen zu können.

Die nun folgenden Wochen waren eine noch größere Hölle als die, durch die wir bereits gegangen waren. Ohne jegliche Möglichkeit der Reinigung oder notwendiger medizinischer Versorgung vegetierten wir dahin wie Aussätzige. Von Wanzen und Läusen fast aufgefressen, welche schlimme Wunden verursachten, verfaulten wir buchstäblich am lebendigen Leibe. Die Wunden waren im Laufe der Zeit so stark entzündet, dass uns der Eiter am Körper hinunterlief, sobald wir uns bewegten. Oftmals waren wir der Verzweiflung nahe. Unsere beiden russischen Leidensgenossen kannten die Methoden ihrer Landsleute und versuchten, uns immer wieder zu trösten. Besonders der eine, ein früherer Lehrer und später Oberst der Wlassow-Armee, fand immer wieder Worte der Aufmunterung und der

Hoffnung. Als wir wieder einmal über unsere hoffnungslose Lage sprachen, ermunterte er uns mit einem Beispiel, das wir als sehr weise und klug gewählt sahen. Er meinte, dass jeder Mensch ein Päckchen zu tragen habe. Wenn nun die Möglichkeit gegeben wäre, dass jeder sein Päckchen ablegen könnte, aber wieder eines aufnehmen müsste, was, so fragte er, würde geschehen? Wir wussten darauf keine Antwort. Seine Augen blitzten schelmisch, als er sagte: „Dann würde jeder wieder sein eigenes Päckchen nehmen, denn damit wird er fertig. Ob er mit dem Päckchen des anderen fertig werden würde, sei sehr fraglich.“ Immer wieder gaben uns seine Worte Kraft und Hoffnung, obwohl er selbst keinerlei Hoffnung besaß. Zu gut kannte er seine eigenen Landsleute, von denen er wusste, dass sie ihn niemals lebend wieder nach Russland lassen würden. Sein weiteres Schicksal ist uns unbekannt geblieben, denn am 17. Mai 1946 trennten sich unsere Wege.

Bevor dieser denkwürdige Tag kam, gab es für uns noch eine bis heute ungeklärte Situation. Es war Mitte April, als plötzlich die Tür geöffnet wurde und einer nach dem anderen aufgefordert wurde, herauszukommen. Dies erfolgte über den Zeitraum des ganzen Tages. Zunächst wussten wir nicht, was mit dem Ersten geschah, denn als er zurückkam, gab er uns zu verstehen, dass er nichts sagen dürfe. Dann war auch ich an der Reihe und wurde hinausgeführt, durch die Gänge und dann die Treppe hinauf an die Oberfläche, wo mir das helle Tageslicht die Augen blendete. Durch Maueröffnungen hindurch wurde ich zu einem Gebäude geführt, wo ich in einem Raum einem Major gegenüberstand. Alles hatte ich erwartet, nur dieses nicht. Der Major stellte sich formvollendet vor und sagte: „Mein Name ist Siwakow, ich bin ihr Verteidiger.“ Er fragte, ob ich rauchen wolle, und bot eine Zigarette an. Dankend lehnte ich ab, noch völlig verwirrt von dem, was im Moment geschah. Ohne längere Vorrede kam er auf das Anliegen zu sprechen, weshalb er mich hatte kommen lassen. Er meinte, dass ich eigentlich viel zu jung sei, um zu sterben, und deshalb mir die Möglichkeit einräumen möchte, weiterleben zu können. Dazu müsste ich mich verpflichten, nach Moskau auf das Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut zu gehen, dann würde ich in einigen Jahren wieder nach Hause kommen. Im Grunde täte ich ihm leid und er hätte den Eindruck, dass ich ein Mensch sei, der für die sozialistische Gesellschaft noch von Nutzen sein könnte. Während er so sprach, fiel mir ein, dass ein Major Siwakow als Ankläger in der berühmten Lindenstraße in Potsdam fungierte und bei den zu uns parallel verhafteten Jugendlichen als fürchterlicher

Schläger und Folterknecht Berühmtheit erlangt hatte. Trotz größter Sicherheitsmaßnahmen funktionierte die Kommunikation unter den Inhaftierten doch so weit, dass wir durch Neuzugänge oder Verlegungen in die Viktoriastraße mal das eine oder andere hörten. Dies alles ging mir durch den Kopf, während er sprach. War alles nur eine Finte, oder was steckte dahinter? Ohne mich weiter zu seinem Vorschlag zu äußern, antwortete ich, dass ich es anständig fände, wenn endlich ein Verteidiger sich für uns einsetzen würde, damit würde auch unsere Unschuld bewiesen werden. Was sein Angebot anbetrifft, so hat dies nur einen Haken: Zunächst bestände immer noch das Todesurteil, und solange ich nicht wüsste, ob ich am Leben bleiben würde, könnte ich mich dazu nicht äußern. Dieses, so meinte er dann, könne man ändern, ich sollte mir darüber keine Sorgen machen. Über das Gespräch sollte ich mit niemandem sprechen. Und so überraschend es begonnen hatte, so endete es auch, und man führte mich wieder in die Zelle zurück.

Keiner meiner Freunde äußerte sich zu dem Gespräch, welches jeder mit dem Major Siwakow geführt hatte. Somit vermag ich nicht zu sagen, was der Einzelne bei dieser Gelegenheit geäußert hatte. Doch beschäftigten uns diese Gespräche noch tagelang. Zwar sprachen wir ganz allgemein darüber und waren uns einig, dass doch berechtigte Hoffnung bestände, dass wir alle am Leben bleiben und nach einigen Jahren Zwangsarbeit wieder zurückkehren würden. Zwischen diesem Ereignis und dem 17. Mai lagen erneut Wochen, wo wir immer mehr in Hoffnungslosigkeit verfielen, da nichts geschah und wir immer stärker erkrankten. Manfred von Löwenstern litt ganz besonders und war tagelang nicht ansprechbar, da er oft die Besinnung verlor. Körperlich total geschwächt und überdeckt mit Wunden, verloren wir jegliche Hoffnung auf ein gutes Ende.

Am 17. Mai 1946 öffnete sich plötzlich die Zellentür und in den Raum traten drei Offiziere und ein Dolmetscher. Schlimme Ahnungen kamen in uns hoch, aber auch Hoffnung, denn es war uns sofort klar, dass jetzt ein entscheidender Moment gekommen war. Alles kam so überraschend, dass wir kaum einen klaren Gedanken fassen konnten, als der Dolmetscher, ein Blatt Papier in seinen Händen haltend, sagte, das Gnadengesuch von Dietrich Marxs und Heinz Schwollius sei vom Ministerpräsidenten Kalinin angenommen worden und beide Verurteilten würden zu je 10 Jahren Zwangsarbeit begnadigt sein. Bei den übrigen sechs Verurteilten sei das Gnadengesuch abgelehnt worden, so dass das Urteil vollstreckt würde. Er forderte uns auf, von unseren Kameraden Abschied zu nehmen und mitzu-

kommen. Die Betroffenheit und die Gefühle in diesem Moment lassen sich kaum in Worte fassen. Einerseits fühlten wir uns glücklich, andererseits befiel uns ein Schrecken, dass es nun keine Hoffnung für unsere sechs Freunde mehr geben würde. Es war ein Moment, den man sein Leben lang nicht mehr vergessen kann. Noch einmal umarmten wir uns und blickten uns in die Augen, stumm, mit Tränen in den Augen, unfähig, ein Wort zu sagen. Dann befahl der Offizier, ihm zu folgen.

Wir spürten unsere Beine nicht, der ganze Körper war wie gelähmt, als wir zum ersten Mal nach Monaten, die wir nur unter der Erde in Kellern gelebt hatten, das Tageslicht erblickten. Völlig unwirklich erschienen uns der blaue Himmel und das saftige Grün der Blätter an den Bäumen. Es war ein Anblick, den wir uns überhaupt nicht mehr vorstellen können. Man führte uns in eine überirdisch gelegene Zelle mit vergitterten Fenstern, die mit etwa 10 Personen belegt war. Wir müssen furchtbar ausgesehen haben, denn alle sahen uns erschreckt an, als seien wir Gespenster. Da unser ganzer Körper total vereitert war, besonders der Rücken war mit einer dicken Eiterkruste überzogen, hinterließen wir eine deutlich sichtbare Spur von Eiter auf dem Boden. Sofort wurde nach einem Arzt gerufen, und ein anderer Häftling lief mit einem Scheuertuch hinter uns her, um aufzuwischen.

Der Zellenälteste, Herr von Ruttke, kümmerte sich um uns und veranlassete, dass wir einen Strohsack bekamen. Der herbeigerufene sowjetische Arzt stellte sich als Generalarzt vor und versorgte sehr sachverständig und gefühlvoll unsere schmerzenden Wunden. Am nächsten Tag wurden wir aufgefordert, unsere Sachen, die wir am Körper trugen, abzulegen und uns aus einem Berg Klamotten andere herauszusuchen. Zu unserem Entsetzen stellten wir dabei fest, dass sich einige Kleidungsstücke unserer alten Kameraden darunter befanden, teilweise mit Blut beschmiert. Damit schien bewiesen, dass unsere Freunde unmittelbar in der Nacht erschossen worden waren. Wir schworen uns damals, diesen Ort der Hinrichtung zu finden. Inzwischen verfügbare Archiv-Unterlagen aus Moskau bestätigen die Hinrichtung durch Erschießen im Feldgefängnis der „Smersch“, am 31. Mai 1946.

Neben der medizinischen Versorgung erhielten wir auch Essen in einer Form, wie wir uns das überhaupt nicht mehr vorstellen konnten. Überraschenderweise heilten unsere Wunden relativ schnell und der eitrige Schorf trocknete ab, so dass wir uns relativ schnell erholten. Auch die Schmerzen verschwanden und ein völlig unbekanntes Gefühl kehrte in un-

seren Körper zurück. Nur innerlich alles zu verarbeiten, dieses fiel uns sehr schwer; zu sehr belastete uns das hinter uns Liegende.

Was die Hygiene anbetraf, so hatten wir seit der Verhaftung am 13. Januar, während der monatelangen Untersuchungshaft und fast 3-monatigen Haftzeit in der Todeszelle, keinerlei Möglichkeiten, uns zu waschen oder zu reinigen. Da es kein Papier für die Notdurft gab, dienten uns ein Stückchen Stoff, vom Hemd abgerissen, zur Reinigung nach diesem Geschäft. Da dies, mangels Masse, nur alle paar Tage zu verrichten war, trocknete der Stofflappen bis dahin, so dass er wieder verwendet werden konnte. Im Gegensatz zu anderen hatte ich das große Glück, dass ich aus meinem Nachthemd, welches ziemlich lang war, mehrmals einen Lappen abreißen konnte, der zudem auch noch flauschig war. Später, als uns auch Wasser zur Verfügung stand, konnten wir wenigstens die Lappen wieder auswaschen und so ein Minimum von Sauberkeit erreichen. Für viele Kameraden stellte gerade dies ein großes Problem dar, zumal wenn sie nicht gelernt hatten, sich zu behelfen und mit dem Nötigsten auszukommen.

In den Speziallagern Torgau und Bautzen

Nachdem wir uns einigermaßen erholt hatten, hieß es eines Tages: „Fertigmachen zum Transport.“ Niemand wusste, wohin man uns bringen würde. Jeder fragte sich: „Bringt man uns jetzt nach Sibirien womöglich?“ Dann hörten wir einen LKW vorfahren. Zurückblickend ist dazu festzustellen, dass man in extremen Situationen sehr schnell lernt, jedes Geräusch oder sonstiges Geschehen in seiner Umgebung zu analysieren und sich auf etwas einzustellen.

Wie wir richtig vermutet hatten, wurden wir kurze Zeit später aus dem Keller getrieben und auf den LKW verfrachtet. Auf der Ladepritsche hockend, nur durch die Schlitze der geschlossenen Plane gelegentlich einen Blick nach draußen werfen könnend, stellten wir fest, dass wir durch Potsdam fahren, in Richtung Lange Brücke. Beim Überqueren der Havel gelang uns noch einmal ein Blick auf Potsdam und die Ruine des Stadtschlosses, wobei wir die Hoffnung hegten, einmal wieder, diesmal entgegengesetzt, hierher zurückkehren zu können. Zunächst aber fahren wir in eine ungewisse Zukunft, von der wir nicht wussten, was sie uns bringen würde. Glücklicherweise endete unsere Fahrt schon nach drei Stunden. Wir wussten, dass dies noch nicht Russland sein konnte.

Sehr schnell stellten wir fest, dass man uns nach Torgau gebracht hatte, in die Festung mit der Zitadelle, Fort Zinna. Wieder mussten wir dieselbe Prozedur über uns ergehen lassen, wie wir sie schon vom Anfang kannten: ausziehen, gefilzt werden, dann in die Entlausung und bei dieser Gelegenheit wieder Prügel und Schläge beziehen. Anschließend brachte man uns in den Zellenflügel, wo ich zum ersten Mal von meinem Freund, Dietrich Marxs, getrennt wurde. Man stieß mich in eine Zelle, die bereits mit drei Mann belegt war und die sich freuten, wieder einen Neuen zu bekommen, der vielleicht etwas Neues zu berichten wusste. Der erste Eindruck war für mich derart überwältigend, dass es mir fast die Sprache verschlagen hat. Hier herrschten fast paradiesische Verhältnisse, denn es gab eine richtige Toilette, außerdem war eine Waschgelegenheit vorhanden. Mein erster Gedanke war deshalb: „Hier lässt es sich aushalten.“ Auch die drei Zellenossen stellten sich als duftige Typen heraus, so dass ich zusehends neue Hoffnung schöpfte. Zwei von ihnen waren genauso alt wie ich und auch wegen der gleichen Delikte verhaftet und verurteilt worden.

Die nächsten Monate der Zellenhaft in den Mauern der Festung Torgau verliefen ziemlich eintönig, wenn man davon absieht, dass es zu den Ge-

pflogenheiten dieses Hauses gehörte, regelmäßig verprügelt zu werden. Besonders dann, wenn die russischen Posten stark dem Wodka zugesprochen hatten, zogen sie grölend von Zelle zu Zelle und misshandelten systematisch die Häftlinge. Sobald wir sie grölen hörten, wussten wir, dass jetzt die Sauerei wieder losgeht. Jeder zog sich dann in die Ecken der Zelle zurück, denn niemand wollte der Erste sein, auf den man einprügelte. Es mag heute eigenartig klingen, aber man war froh, wenn diese unberechenbare Soldateska ihre Prügelorgie schon einige Zellen weiter begonnen hatte, denn dann ging es meistens etwas glimpflicher ab. So gewöhnten wir uns an die nächtlichen Exzesse, denn gegenüber den bisherigen Erfahrungen, wo man halbtot geschlagen wurde, war dies noch zu ertragen. Neben diesen Widerwärtigkeiten machte uns noch etwas besonders zu schaffen - das Essen. Außer 50 Gramm Brot gab es täglich meistens nur Fisch. Dieser war jedoch nicht etwa gekocht oder gebraten, sondern roh. Wurde die Zellentür geöffnet, kippte man einen Eimer roher Fische in die Zelle, so wie man sie gefangen hatte. Mir ist dabei der Appetit vergangen, und lieber habe ich Kohldampf geschoben, als diese stinkenden Fische in mich hineinzuschlingen.

Es nahte dann der Totensonntag 1946, als der Lärm im Zellentrakt uns vermuten ließ, dass sich Entscheidendes tut. Obwohl es nicht ganz einfach war, einen Überblick zu behalten, um welchen Tag es sich handelt, war es durch Striche an der Wand gelungen, nicht jegliche Orientierung zu verlieren. Wir hörten, dass die Zellentüren geöffnet wurden und überall Geschrei einsetzte. Dann ging auch unsere Tür auf und es hieß: „Fertigmachen zum Transport.“ Erneut stellte sich uns die Frage: „Wohin wird man uns jetzt bringen?“

Man trieb uns durch die Gänge und auf den Hof, wo wir eine Unmenge zerlumpter Gestalten sahen, die von den Wachmannschaften zu einer Marschformation zusammengetrieben wurden. Damit begann ein neues Kapitel unseres Leidensweges - die unendlich schwere Zeit im „Speziallager 4, dem Gelben Elend“ in Bautzen. Symbolisch für den Leidensweg, den wir bisher gegangen waren und der noch vor uns lag, war schon der Abmarsch aus der Festung Torgau. Nachdem man uns aus den Zellen geholt hatte, mussten wir in Zwölferreihen Aufstellung nehmen, die Blicke auf den Boden gerichtet. Dann kam der Befehl, dass sich alle einzuhaken haben. Eine gewaltige Masse Menschen war so auf engstem Raum zusammengetrieben worden, die zum Teil sich gegenseitig stützen mussten. Es waren sehr viele ältere Häftlinge und gebrechliche Männer darunter. Dies

alles geschah noch im Hof, innerhalb der Mauern. Dann öffnete sich das Tor und verstohlen blickten wir hinaus. Dort standen Mann neben Mann, rechts und links der nach Torgau hineinführenden Straße, die sowjetischen Posten aufgereiht, wie eine Perlenkette. Durch dieses Spalier setzte sich dann der Zug mit schlüpfenden Schritten in Bewegung. Es war ein grausames Bild, wie 1.000 Menschen sich eingehakt, zerlumpt und heruntergekommen wie ein Lindwurm die Straße zum Bahnhof einschlagend hinunterquälte. Aufgeregte Posten sprangen zwischen der Kolonne und dem aufgestellten Spalier hin und her, damit niemand einen Fluchtversuch unternimmt. Auch Posten mit scharfen Hunden begleiteten den Zug. Am Bahnhof angekommen, wurden immer jeweils 60 Häftlinge in einen Waggon verladen. Jeweils rechts und links im Waggon waren doppelstöckige Pritschen, auf denen immer 15 Platz zu nehmen hatten. Dann wurde noch ein Kübel für die Notdurft hineingeschoben und die Türen verriegelt. Dass während der Verladung von den herbeigeeilten Posten die Häftlinge geprügelt und getreten wurden, gehörte offensichtlich zum Ritual und diente der Einschüchterung. Wie wir beobachten konnten, waren alle Türen von außen mit Stacheldraht versehen, die sonst vorhandenen Luken waren zu und auf den Dächern der Waggon war ebenfalls Stacheldraht angebracht. Die ganze Aktion verlief unter großem Geschrei der Befehle gebenden Offiziere, die wohl Sorge hatten, dass ihnen ein Schäfchen abhanden kommen könnte. Dabei war ein Fluchtversuch mehr als aussichtslos, es sei denn, man hätte mit dem Leben Schluss machen wollen.

Inzwischen war es dunkel geworden und der Zug setzte sich in Bewegung. Keiner wusste, welches unser Ziel sein wird. Die ratternden Räder und die über die Waggondächer laufenden Posten mit Hunden waren die einzige Wahrnehmung, die wir machen konnten. Frierend und hungrig saßen wir auf den Pritschen und hofften, dass es nicht nach Russland gehen möge. Es nahte schon der Morgen, als der Zug zum Halten kam und nach einiger Zeit auch die Türen geöffnet wurden mit dem Befehl, auszusteigen. Da die Fahrt für unsere Begriffe sehr lang gedauert hatte und wir uns schon mit allem Möglichen abgefunden hatten, waren wir umso erstaunter, dass wir plötzlich lesen konnten: Bautzen. Nur wenige von uns wussten, wo Bautzen liegt. Aber so viel war sehr schnell klar, dass wir noch auf deutschem Boden waren. Wie in Torgau vollzog sich jetzt die gleiche Prozedur. Alles hatte wieder in gewohnter Weise Aufstellung zu nehmen, sich einzuhaken, um dann sich wieder in Bewegung zu setzen. Auch diesmal führte uns der Weg durch die Stadt. Dabei trieben die Posten alle

Menschen von den Straßen und forderten sie auf, alle Fenster zu schließen. Dann tauchte das „Gelbe Elend“ vor uns auf, dessen Namen uns damals noch nichts sagte, was sich aber bald ändern sollte.

Wie wir später hörten, waren wir der erste Transport SMT-Verurteilter, mit denen die Zellen und Säle gefüllt wurden. Zunächst wurden wir mit vier Mann in eine Zelle geführt, die etwa vier Meter lang und ca. zwei Meter breit war. Alle Zellenfenster waren hoch verblendet, so dass man nur durch einen kleinen Spalt ein Stückchen Himmel sehen konnte. Zum Schlafen standen uns ein hochklappbares Bett und eine Holzpritsche, dreistöckig, sowie für die Notdurft ein Holzkübel zur Verfügung. Während des Tages durfte niemand auf den Pritschen sitzen oder liegen. Sobald der Befehl ertönte, aufzustehen, durfte man nicht mehr Bett oder Pritschen benutzen, andernfalls drohten strenge Strafen. Dies bedeutete, den ganzen Tag in der Zelle auf und ab zu gehen, bis der Befehl am Abend kam, dass jetzt geschlafen werden musste. Während der Nacht brannte ständig Licht und jeder Häftling hatte seine Hände über der Decke, sofern vorhanden, zu halten und nicht zu verstecken. Durch den Spion in der Tür kontrollierten die russischen Posten Tag und Nacht das Verhalten in den Zellen. Da dies völlig lautlos geschah, war man sich keine Minute sicher. Da wir keinerlei Möglichkeiten der Beschäftigung hatten und nichts besitzen durften, hielten wir bei jedem Rundgang Ausschau nach einem Stückchen Holz oder einem spitzen Stein. Wer so etwas sein Eigen nennen konnte, war mehr als glücklich, denn dadurch konnte man sich wenigstens beschäftigen. Auch ich hatte Glück und konnte mit einem Hölzchen Vokabeln und mathematische Aufgaben in die Wand kratzen und mich auf diese Weise beschäftigen. Allerdings lief man dabei immer Gefahr, bemerkt zu werden, was eine Karzerstrafe zur Folge gehabt hätte. Glücklicherweise bin ich davon verschont geblieben, denn inzwischen hatten wir gelernt, uns wie echte Knastologen zu verhalten.

Schon in Torgau hatten wir die Erkenntnis gewonnen, dass es überhaupt nicht gut war, wenn man die Wahrheit sagte. Sobald ein russischer Posten in die Zelle kam und danach fragte: „Weshalb bist du hier?“, antworteten wir wahrheitsgemäß und bezogen ständig Prügel. Dies veranlasste uns recht bald, vor allem, wenn ein neuer Posten kam, ihm völlig Unwahres zu antworten, nämlich, dass wir wegen „Zappzerapp“ (Diebstahl) verhaftet worden seien. Mit Erstaunen konnten wir dann feststellen, dass ein breites Grinsen über sein Gesicht ging und oftmals ein „karascho“ die Reaktion war. Mitunter warf er uns auch ein Stück Brot in die Zelle, was für

uns wie ein Geschenk des Himmels war. Durch diese Verhaltensweise ersparten wir uns Misshandlungen und Prügel. Da uns in Bautzen keiner der Posten kannte, praktizierten wir in unserer Zelle diese Methode von Anfang an sehr erfolgreich. Da die Posten offensichtlich selbst alles kleine oder große Diebe waren, betrachteten sie uns wie ihresgleichen. So manchen Abend kam ein Posten und forderte uns auf, mit ihm in der offenen Tür Schach zu spielen und ihm damit die lange Nacht verkürzen zu helfen. Gerne ließen wir auch die Posten gewinnen, denn dann war immer Brot oder Machorka, welchen wir wieder in Brot umtauschten, der Dank dafür.

Uns selbst war diese Art der Abwechslung, auch in der Nacht, überaus angenehm, denn aufgrund der Tatsache, dass wir weder Strohsäcke noch Matratzen hatten, waren unsere Hüft- und Schulterpartien durch Druckstellen so schmerzhaft entzündet, dass man fast nicht mehr liegen konnte. Da auch die Zellen kaum geheizt wurden und gerade der Winter 1946/1947 sehr streng war, verschaffte uns dies eine geringfügige Verbesserung unserer Situation. In dieser Zeit machte uns besonders auch zu schaffen, dass unsere Sachen, welche wir seit der Verhaftung oder Begnadigung am Leibe trugen, durch die regelmäßigen Entlausungen derart porös und zerlumpt waren, dass sie beinahe wie Asche auseinanderfielen. Als außerordentliches Problem stellte sich das Fehlen von Toilettenpapier heraus. Solange wir fließendes Wasser wie in Torgau hatten, konnten wir einen Stofflappen, den man vom Hemd oder Mantel abgerissen hatte, als Klopapier benutzen, denn er konnte nach jedem Gebrauch ausgewaschen werden. In Bautzen fanden wir jedoch zum Reinigen nur primitive Blechschüsseln vor, und mit Wasser wurden wir sehr spärlich versorgt, so dass ein Auswaschen des „Klopapiers“ nicht infrage kam. Welche Schwierigkeiten dadurch entstanden, ist kaum nachvollziehbar. Da auch die Toilettenkübel oft schadhafte waren, herrschte in den Zellen ein unvorstellbarer Gestank. Trotz der 14-tägigen Entlausung und Ungezieferkontrolle waren Flöhe und Wanzen unsere ständigen Zellengenossen. Die Pritschen sahen daher nach einiger Zeit aus, als seien sie rot angestrichen - die Folge von zerdrückten Wanzen.

Wir hatten uns schon damit abgefunden, unter diesen Verhältnissen längere Zeit leben zu müssen, als eines Tages befohlen wurde, dass wir unsere Sachen nehmen sollten und verlegt wurden. Da wir keinerlei Ahnung hatten, welche Räumlichkeiten außer den Zellen vorhanden waren, überraschte uns umso mehr, als wir auf einem Saal des Saalbaues landeten.

Wie wir später feststellten, gab es 13 Säle, davon acht im Haus I, drei im Haus II und zwei im Haus III. Jeder Saal hatte etwa die Größe von 10 x 30 Metern und war mit durchschnittlich 400 Häftlingen belegt. Rechts und links des Mittelganges waren doppelgeschossige Pritschen vorhanden, jedoch wieder ohne Strohsäcke oder Matratzen. Jeder bekam seinen festen Platz auf einer dieser Pritschen zugewiesen, wo er des nachts schlafen konnte. Allerdings ging dies nicht ohne Probleme ab. Bedingt durch die Überbelegung, war der Platz so knapp bemessen, dass sich nachts alle mit umdrehen mussten, wenn einer anfang, sich zu drehen. Wir konnten nur auf der Seite liegen, mit angewinkelten Beinen, eng aneinander gepresst, was allerdings den Vorteil hatte, dass man sich gegenseitig wärmen konnte. Probleme entstanden jedoch immer, wenn der Nachbar sich nicht mitwendete, weil er es nicht mehr konnte, da er gestorben war.

Obwohl alle an Dystrophie litten, d.h. an völliger Unterernährung, erfolgten verstärkte Arbeitsfähigkeitsuntersuchungen durch russische Ärzte, welche die Häftlinge in bestimmte Gruppen einteilten. Dabei wurde mit dem Begriff Dystrophie sehr großzügig umgegangen. Jeder hatte sich nackt vor der Ärztin oder dem Arzt aufzustellen, der einen musterte und abschließend in die Gesäßbacken kniff und, sofern noch etwas Muskulatur dort zu spüren war, die Arbeitsfähigkeit testierte. So stellte man die Transporte in die Sowjetunion in ein Arbeitslager zusammen. Die Vorbereitungen liefen für jedermann erkennbar auf vollen Touren. Eine Methode, uns auf den bevorstehenden Transport vorzubereiten, bestand darin, dass wir täglich zum Rundgang geführt wurden. Eingehakt in Zwölferreihen, mussten wir Runde um Runde drehen. Offensichtlich versprach man sich davon eine Stärkung der Kondition. Da kaum einer von uns über richtiges Schuhwerk verfügte, war dies schon eine Schwierigkeit. Die meisten, so auch ich, hatten aus Stoffetzen sich Fußlappen gemacht und diese um die Füße gewickelt. Da ich weder einen Pullover hatte noch sonstige warme Sachen, nahmen mich die Kameraden, welche wärmere Sachen hatten, in die Mitte und schirmten mich so vor der Kälte, die in diesen Wintermonaten herrschte, einigermaßen ab. Wir alle wussten, dass dies dazu dienen sollte, uns auf den Transport vorzubereiten, und versprachen uns davon Verbesserungen in vielen Bereichen. Doch wenn man die ausgemergelten Gestalten sah, welche zerlumpt und heruntergekommen sich mühsam abquälten, dem befohlenem Tempo zu folgen, dann wurde sichtbar, dass die meisten einen Transport nicht überstehen würden. Da man mich für den zweiten Transport vorgesehen hatte, sah ich allem sehr gelassen entgegen,

denn wir waren es gewohnt, dass sich manches überraschend manchmal änderte.

Dann kam der Tag, an dem der erste Transport zusammengestellt wurde und auf die Reise in die Sowjetunion ging. Es dauerte einige Wochen, als das Gerücht herumging, dass einige von diesem Transport wieder im Ostflügel untergebracht seien. Wie sich später herausstellte, waren sie in Brest Litowsk infolge Erkrankung herausgeholt worden, um nach Bautzen zurückgebracht zu werden. Von diesen erfuhren wir dann auch, dass die Polen den Russen erhebliche Schwierigkeiten bereitet hatten bei der Durchfahrt. Sie berichteten aber auch davon, dass viele während des Transportes gestorben waren, da sie an Ruhr erkrankt waren. Viel zu fettes, nicht mehr gewohntes Essen, dazu kaum genießbares Hartbrot waren die Ursache für die hohe Sterberate.

Da wir zuvor das Zellenleben kennen gelernt hatten, konnten wir den Unterschied zum jetzigen Saalleben feststellen. Während man in der Zelle immer nur mit seinen anderen drei Mithäftlingen reden konnte, wobei die Gesprächsthemen immer die gleichen waren und es daher oftmals zum sogenannten Zellenkoller kam, hatte man jetzt die Gelegenheit, mit einer viel größeren Anzahl von Schicksalsgenossen zu reden. Um die nicht vergehen wollende Zeit zu überbrücken, gab es immer Kameraden, die aus ihrer Erfahrung, privat oder beruflich, Vorträge hielten oder Geschichten erzählten. Dies gab uns die Möglichkeit, wenigstens den Geist zu beschäftigen. Allerdings lernten wir auch die Kehrseite des Saallebens kennen, denn es herrschte ein gut funktionierendes Spitzelsystem und eine gewisse Hierarchie. Entsprechend des Prinzips des sowjetischen Strafvollzuges hatten die Russen sowohl Saalälteste als auch Kalfaktoren eingesetzt, die in der Regel wegen krimineller Delikte saßen. Dies führte oftmals zum Terror gegenüber den politischen Häftlingen. Diese Personen nutzten oft in übelster Weise ihre Vertrauensstellung aus. Obwohl bei der Essensausgabe stets ein Häftlingsarzt anwesend war, konnte auch er nicht verhindern, dass zunächst die Funktionsträger ihr Essen fassten und dies gleich mit mehreren Nachschlägen, wobei sie stets das Dicke schöpften und die nährwertlose Brühe der Masse überließen. Als sichtbares Zeichen waren diese Personen alle wohlgenährt und trugen auch keine Glatzen so wie wir. Vielfach wurden gerade Neuzugänge regelrecht terrorisiert, indem man ihnen gegen einen Essensnachschlag die noch gut erhaltenen Kleidungsstücke abnahm und gegen zerlumpte Sachen austauschte. Da die Russen versessen auf Gold waren, scheute man sich auch nicht, die hung-

rigen Menschen so lange zu erpressen und zu bedrohen sowie zu misshandeln, bis sie bereit waren, sich ihre Goldkronen oder Brücken von Kalfaktoren herausbrechen zu lassen. Diese tauschten sie dann bei den Russen gegen Tabak ein.

Durch eine erneute Verlegung auf einen anderen Saal hatte ich das Glück, dass dort als Saalältester der mir schon von Potsdam her bekannte Herr von Rutke senior eingesetzt war. Somit war ich einigermaßen sicher vor Schikanen und dergleichen. Da er perfekt russisch sprach, fungierte er auch als Dolmetscher im ganzen Gebäude, wobei er seinem Sohn ebenfalls einen Posten verschaffte. Beide haben sich vielfach an Handlungen beteiligt, die, nach der Entlassung, in der Bundesrepublik zu einem Strafverfahren führten. Die Verzweiflung der Häftlinge über das Verhalten und die Praktiken, insbesondere des Sohnes, führten eines Tages zu einer Lynchjustiz, bei der ihm ein Auge ausgeschlagen wurde. Wir ehemaligen Potsdamer wurden wenigstens von Schikanen verschont, da er offensichtlich unser Schicksal noch in Erinnerung hatte. Wir verhielten uns auch unauffällig und boten somit keinen Anlass zu irgendwelchen Schikanen. Obwohl dies auch andere so gehalten haben, waren sie dennoch der Willkür ausgesetzt.

Es war sehr schwer, für bestimmte Dinge, Verhaltensweisen und Anordnungen der Sowjets Verständnis aufzubringen. Dies lässt sich am besten an einem Beispiel belegen. Während es für jedermann verständlich gewesen war, dass man nach der Kapitulation nach den wirklichen Tätern des Dritten Reiches suchte und diese dann einsperrte, kam es uns direkt als Hohn vor, dass ausgerechnet Oswald Kaduk unser Türsteher auf dem Saal war. Es war kein Geheimnis, dass er wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verhaftet und verurteilt worden war, da er lange Jahre Aufseher in einem KZ, und zwar in Auschwitz, gewesen war. Wir alle nannten ihn deshalb nur den Heizer von Auschwitz. Während andere völlig unschuldig eingesperrt worden waren und viele erschossen wurden, genoss dieser Zeitgenosse allerhöchste Sympathien der Sowjets und gehörte zu dem Kreis von Personen, die als Kalfaktoren sich als Erste mit einem Nachschlag versorgen durften. Trotz seiner zweifelhaften Vergangenheit wurde er später genau wie wir entlassen und erst in der Bundesrepublik vor ein Gericht gestellt. Im berühmten Auschwitzprozess kam zutage, dass er einer der Schlimmsten in diesem Lager gewesen war und deshalb auch zu lebenslanger Haft verurteilt wurde.

Inzwischen waren schon mehr als zwei Jahre vergangen und man schrieb das Jahr 1948. Die Todesrate stieg täglich und jeder fragte sich: „Wann werden wir an der Reihe sein?“ Die eingesetzten Häftlingsärzte standen dem massiven Sterben hilflos gegenüber, als eines Tages in den Krankenstationen eine sowjetische Ärztin erschien und offenbar bemüht war, sich ein umfassendes Bild zu machen. Auch der Umgangston und die Intensität ihrer Bemühungen ließen erkennen, dass etwas vor sich ging. Im Laufe der Zeit erfuhren wir durch unsere Häftlingsärzte, dass sich diese Ärztin wirklich um eine Verbesserung im Lager bemühte. Im größeren Umfang erfolgten erstmalig Röntgenuntersuchungen und damit verbunden auch die Isolierung der schwer an Tbc Erkrankten in den Innenbaracken. Wie wir erfuhren, war dies dieser russischen Ärztin zu verdanken, die in der Folgezeit nur noch als „Engel von Bautzen“ bezeichnet wurde. Gerade ihr ist es zu verdanken, dass viele wieder Hoffnung schöpften und weiteren Lebenswillen entwickelten. Für viele war es jedoch schon zu spät, denn neben Infektionen traten zunehmend Erkrankungen auf, die auf vorangegangene Misshandlungen zurückzuführen waren. Besonders die Schläge mit harten Gegenständen, wie große Schlüssel oder ein Schlüsselbund, auf die Brust oder die Knochen führten im Laufe der Zeit zu starken Entzündungen, welche sich dann in Form von großen Abszessen äußerten. Kam dann noch eine tuberkulöse Infektion hinzu, sanken die Überlebenschancen rapide. Mehrmals musste ich mithelfen, einen derart Erkrankten festzuhalten, wenn der Arzt sofort an Ort und Stelle die Abszesse schnitt und ausschälte. Dies geschah in der Baracke, wobei der Patient auf den vorhandenen Tisch gelegt wurde und mehrere Kameraden ihn an den Beinen und am Oberkörper fest auf den Tisch drückten. Eine Narkose war nicht möglich, da dazu die erforderlichen Narkotika fehlten. In der Regel wurde der Betreffende ohnmächtig, so dass er die größten Schmerzen nicht mehr spürte. Auch einem Potsdamer erging es so. Es bildete sich ein Abszess nach dem anderen am Brustbein, so dass ihm im Laufe der Zeit das Brustbein wegeiterte. Mit viel Glück überstand er die Zeit bis zu seiner Entlassung. Anschließend wurden ihm die weggeiterten Knochen in West-Berlin durch Silberimplantate ersetzt. Damit war er eine Ausnahme, die meisten überstanden diese Zeit nicht und verstarben.

Besonders tragisch empfand ich damals den Tod eines weiteren Potsdammers, nämlich den von Herbert Steinhausen. Mit 20 Jahren hatte man ihn unter schadenfeinigen Gründen verhaftet, ohne dass er sich schuldig gemacht hatte. Ich kannte ihn von früher her und hatte damals oft zugehört,

wenn er von seinen Erlebnissen als U-Boot-Fahrer berichtete. Mit 18 Jahren war er zur Marine eingezogen worden. Dreimal wurde er mit seinem U-Boot versenkt und jedesmal wurde er wie durch ein Wunder gerettet, doch in Bautzen gab es für ihn keine Rettung mehr. Er verstarb 1948 unter fürchterlichen Qualen. Diese Zeit hat sein gut durchtrainierter Körper nicht durchstehen können. Was der Krieg nicht geschafft hat, das brachten die Russen in kürzester Zeit fertig. Er ist eines der zigtausend Opfer, die in Bautzen ihr Leben verloren haben.

Inzwischen neigte sich das Jahr 1949 langsam dem Ende zu. Der Gesundheitszustand der meisten Häftlinge verschlechterte sich zusehends. Seit 1 1/2 Jahren lag ich nun schon in der Krankenstation und sah täglich das Sterben um mich herum. Die „Motten“, wie wir sagten, grassierten wie eine Seuche, der unsere Häftlingsärzte hilflos gegenüberstanden. Tröstende Worte waren mehr oder weniger alles, was sie den Kranken und Schwerkranken bieten konnten. Neben einer immer stärker schmerzenden Geschwulst am rechten Unterbauch, verursachten die kümmerlichen Überreste meiner Zähne zusätzliche Schmerzen. Dies war eine Folge der Untersuchungshaft, wo ein besonders einfallsreicher Vernehmungsoffizier die Angewohnheit hatte, immer, wenn die Antwort ihm nicht passte, einem mit einem Marmorlöscher, wie man ihn zum Trocknen von Tinte benutzte, mit voller Wucht ins Gesicht zu schlagen und dabei zu schreien: „Wratsch, wratsch“ - Lüge, Lüge. Auch das Zusammendrehen einer Zeitung zu einem Fidibus gehörte zu seiner Spezialität. Diese Zeitung dann in Brand gesteckt stieß er einem ins Gesicht, so dass Augenbrauen und Haare verbrannten. Eine besondere Art des Sadismus stellte das Aufdrücken der brennenden Zeitung auf die Arme dar, wodurch schmerzhaft Wunden entstanden. Dies mit dem Marmorlöscher war fast an der Tagesordnung. So war es nur eine Frage der Zeit, bis die Zähne abbrachen. Die verbleibenden Stummel verfauten infolge mangelnder Hygiene im Laufe der Jahre, bis Kiefervereiterungen eintraten. Diese Ursache und die aufgetretene Geschwulst führten dazu, dass mein Körper keine Nahrung mehr aufnehmen konnte und das Körpergewicht nur noch 45 kg betrug. So war es kein Wunder, dass die Mithäftlinge frotzelten: „Jetzt nimmst du keine Sonne mehr weg und wirfst keinen Schatten.“

Obwohl dringend eine Operation angeraten gewesen wäre, ließ man sich mangels ausreichender Kapazitäten damit noch Zeit, wodurch jeder weitere Tag für mich zu einer immer größeren Qual wurde. Dank unseres Häftlings-Oberarztes, Dr. Paul Hoffmann, operierte man mir wenigstens meine

vereiterten Zähne heraus. Dies geschah unter derart primitiven Voraussetzungen, dass eine anschließend nicht mehr aufhören wollende Blutung mich fast das Leben kostete. Mit meinem Essnapf vor dem Mund spuckte ich in regelmäßigen Abständen die Klumpen des geronnenen Blutes aus. Wenn die Schüssel voll war, leerte sie ein Nachbar aus. Irgendwann hat man mich, nachdem ich bewusstlos wurde, erneut in die Ambulanz gebracht, wo man mir mit einer in der Schlosserei gefertigten Nadel den Kiefer nähte und die Blutung so zum Stillstand brachte.

Obwohl ich mehr oder weniger teilnahmslos das Geschehen um mich herum wahrnahm, fiel es auf, dass irgendetwas Besonderes vor sich ging. Viele der russischen Posten waren plötzlich freundlicher, und meine Mitgefangene staunten über die verbesserten Essensrationen, außerdem kursierten täglich neue Parolen, die von einer baldigen Entlassung sprachen. Da man schon oft derartige Parolen vernommen hatte, welche ganz bewusst vom Wachpersonal verbreitet wurden, um die Mut- und Hoffnungslosigkeit nicht weiter absinken zu lassen, schwankten wir beim Jahreswechsel zwischen Hoffnung und Ungläubigkeit, was uns wohl das neue Jahr bescheren würde.

Am 5. Januar 1950 verschlechterte sich mein Gesundheitszustand zusehends, so dass unser Arzt beim sowjetischen Lagerarzt erreichte, dass man mich operierte. Im äußerst primitiv eingerichteten OP nahm der Häftlingsarzt Dr. Behne, ein außergewöhnlicher Operateur und Mediziner, dann die Operation vor. Mangels anderer Möglichkeiten operierte er mit einer Lokal-Anästhesie, wobei das gespritzte Narkosemittel gerade ausreichte, um die linke Bauchseite zu betäuben, während die rechte Seite fast unbetäubt blieb. Zunächst konnte ich den Eingriff in den Scheiben des Medikamentenschrankes mitverfolgen, ehe ich ohnmächtig wurde. Als ich zu mir kam, bemerkte ich, dass sich der sowjetische Lagerarzt um mich bemühte. Mit ungewöhnlicher Herzlichkeit redete er auf mich ein, sprach mir Mut zu und versicherte mir, dass ich nun bald wieder gesund sein würde. Auch eine baldige Heimkehr stellte er in Aussicht. Nach einer Woche wurde ich aus dem Lazarett in den Zellenflügel verlegt, wo Dr. Neumann, den wir alle nur „Papa Neumann“ nannten, die weitere medizinische Behandlung übernahm.

Immer öfters hörten wir jetzt von bevorstehenden Entlassungen. Auch die Tatsache, dass ich mir sogar etwas Bestimmtes zum Essen bestellen konnte, ließ darauf schließen, dass etwas geschehen würde. Wenige Tage später teilte man mir mit, dass ich entlassen werden würde. Allerdings müsste

Transportfähigkeit bestehen. Diese Mitteilung kam so überraschend, dass sie kaum zu begreifen war und man überhaupt nicht erfasste, was dies bedeutet. Umso größer war die Enttäuschung, als am nächsten Tag der internierte Häftlingsarzt, Dr. Graf, mit einem sowjetischen Offizier erschien und mit zynischem Zucken in den Mundwinkeln feststellte, dass ich nicht transportfähig sei. Hierbei ist zu erwähnen, dass sich dieser damals noch internierte Arzt, der im Dritten Reich Arzt in einem KZ gewesen sein soll, uns Verurteilten gegenüber äußerst arrogant und aufgeblasen verhalten hat. Deshalb kam es einmal zwischen ihm und mir zu einem Disput, wo ich ihm sagte, dass auch wir Menschen seien und keine Verbrecher. Wir jedoch wüssten, wie viele Jahre wir zu sitzen hätten, er hingegen wüsste dies noch nicht. Auch wüsste er nicht, ob er seine „Rübe“, sprich Kopf, behalten würde.

Offensichtlich hatte er diese Äußerungen nicht verziehen - wie sonst anders war seine Entscheidung zu beurteilen. Enttäuscht über so viel Niederträchtigkeit sprang ich auf, und ehe sich der sowjetische Offizier versah, packte ich den Dr. Graf und schob ihn durch die Zelle auf den Zellengang, um ihn über das Geländer der 4. Etage hinunterzustürzen. Wie ein guter Geist stand plötzlich Papa Neumann neben mir, wobei er beruhigend auf mich einsprach. Sicher hat er damit Schlimmeres für beide verhindert. Die Folge dieser Aktion war, dass meine frische Operationsnarbe aufplatzte, was wiederum zu einer längeren Behandlungszeit führte und damit auch zu einer weiteren Transportunfähigkeit. Der besagte Dr. Graf kam übrigens tatsächlich im März 1950 zur Verurteilung nach Waldheim. Sein weiteres Schicksal ist mir nicht bekannt geworden.

Die Volkspolizei übernimmt Bautzen

Als einziger Trost blieb mir nur die Zusage, dass ich weiter mit meiner Entlassung rechnen könnte, wenn die Übergabe an die Volkspolizei erfolgt sei. Der sowjetische Offizier erklärte, dass nur noch die Kriegsverbrecher hier bleiben würden, alle anderen würden von den deutschen Behörden entlassen. Ob dies von den Sowjets so geplant war oder die Volkspolizei eigene Überlegungen hatte bezüglich der weiteren Verfahrensweisen, ist im Nachhinein nur sekundär. Tatsache war, dass die Volkspolizei in den darauf folgenden Wochen das Lager Bautzen übernahm, jegliche Entlassungen sofort einstellte und niemand mehr in die Freiheit entließ. Unsere Hoffnungen auf Verbesserung der gesamten Situation, was sowohl die Verpflegung als auch die Unterbringung und die medizinische Versorgung anbetraf, erlitten eine deprimierende Enttäuschung. In dramatischer Weise wurden die ohnehin knappen Essensrationen gekürzt, und auch ansonsten kehrte mit dem Wachpersonal der Vopo eine erneute Brutalität gegenüber den Häftlingen ein. Schikanen und Schläge, Misshandlungen und Karzerstrafen waren plötzlich an der Tagesordnung. Unterstrichen wird dies dadurch, dass sich der Leiter der Strafvollzugsanstalt Bautzen, Polizeirat Schulz, sehr schnell den Spitznamen „Knüppel Schulz“ erwarb. Insgesamt waren zum Zeitpunkt der Übergabe an die Vopo rund 7.000 Männer im Gelben Elend inhaftiert. Im Zuge der Übergabe waren die weiblichen Häftlinge nach Hoheneck verlegt worden. Angeblich seien von den Sowjets papiermäßig nur 1.800 Häftlinge übergeben worden, so dass die Vopo mit dem tatsächlich vorhandenen Häftlingsbestand total überfordert gewesen sein soll, was die Verpflegung und Versorgung anbetraf. Obwohl alle Häftlinge körperlich vollkommen entkräftet waren, hatte man sie geistig und moralisch nicht zerbrechen können. Alle, die jetzt noch lebten, waren durch hunderte von Höllen gegangen, weshalb die Vopo sehr schnell feststellte, dass wir uns nicht alles so ohne Weiteres gefallen ließen. So war es auch kein Wunder, dass es unter den Häftlingen gärrte und brodelte.

Inzwischen wieder auf den Krankensaal verlegt, war ich Zeuge, wie von diesem Saal aus der geharnischte Protest gegen die Kürzungen der Essensrationen erfolgte. Der Saalälteste, Helmut Stief, forderte am 13. März 1950 ultimativ die Verwaltung auf, eine sofortige Änderung der Verhältnisse herbeizuführen, anderenfalls drohe ein Hungerstreik der Häftlinge. Die operative Abteilung der Volkspolizei sah sich gezwungen, mit Helmut

Stief ein Gespräch zu führen, wobei eine Besserung versprochen wurde. Doch statt der erhofften Änderung unserer Lage, begannen die Wachmannschaften im verstärkten Maße zu prügeln und öfters Karzerstrafen zu verhängen, und außerdem wurde uns für zwei Tage das Essen entzogen, sozusagen als Strafe. Dies trug mit dazu bei, dass sich die Stimmung unter den Häftlingen dramatisch veränderte. Dem Tod schon mehr als einmal ins Auge gesehen, ohne Hoffnung lebend, entwickelten diese verzweifelten Menschen Kräfte, wenn nötig auch bis zum Äußersten zu gehen. Auch weitere Repressalien an den nun folgenden Tagen wirkten nicht gerade beruhigend auf die aufgebrachten Häftlinge. Eine ungeheure Spannung lag fast fühlbar in der Luft. Man spürte, dass es nur eines Funkens bedurfte, um etwas auszulösen, von dem niemand wusste, wie es enden würde. In dieser unheilswangeren Atmosphäre unternahm unser Saalältester am 30. März einen erneuten Vorstoß bei der Operativ-Abteilung, wobei er auf die spannungsgeladene Atmosphäre unter den Häftlingen hinwies und die sofortige Verbesserung der täglichen Essensrationen forderte. Erwartungsvoll warteten wir auf die Rückkehr unseres Saalältesten, der jedoch nicht zurückkommen sollte. Er war, wie wir kurze Zeit später hörten, in der Operativ-Abteilung verhaftet worden. Wäre es nicht bitterer Ernst gewesen, so hätte man dies als neue Form sozialistischen Humors bezeichnen können, indem ein Häftling im Zuchthaus verhaftet wurde. Da es uns zunächst darum ging, dass unser Saalältester baldmöglichst zu uns zurückkehren durfte, wurde der Operativ-Abteilung ultimativ ein unbefristeter Hungerstreik angekündigt, falls bis 14.00 Uhr Helmut Stief nicht wieder bei uns sein sollte. Obwohl jeder einzelne, besonders die Kranken im Krankensaal, sich des persönlichen Risikos eines Hungerstreiks bewusst waren, gab es niemanden, der sich dieser allgemeinen Resolution verschlossen hätte. Spannungsgeladen verliefen so die nächsten Stunden, in denen auch das gesamte Wachpersonal offensichtlich die Situation zu ergründen suchte.

So nahte der 31. März 1950, welcher dann zur endgültigen Eskalation führte und als Tag des Aufstandes von Bautzen in die Geschichte eingegangen ist. Wie an anderen Tagen holten die Essenträger gegen Mittag die Essenkübel aus der Lagerküche. Die Kübel fassten jeweils 100-150 Liter. Für die Saalbauten wurden die Kübel in den 4. Stock getragen, da man von oben anfangen wollte mit der Essensausgabe. Man war seitens der Volkspolizei überzeugt, dass ein Teil der Häftlinge zum Essenfassen erscheinen wird, sobald der Geruch des Essens durch das Gebäude ziehen

würde. Was wohl niemand erwartet hatte, nämlich dass alle Häftlinge Haltung bewahren würden, trat ein. Nicht einer schloss sich aus. Bald darauf rückte ein größeres Aufgebot der Vopo an, welches man schnell mobilisiert hatte, und stürmte die Treppe zu den Saalbauten empor. Man glaubte wohl, durch mehr oder weniger sanften Druck eine Entspannung zu erreichen. Da plötzlich passierte es: Kübelträger und Häftlinge kippten die Kübel um und das heiße Essen ergoss sich über die heranstürmenden Wachmannschaften. Ein unbeschreibbares Chaos entstand, überall stürzten und schrien Menschen. Der Aufstand war ausgebrochen. Aus allen Fenstern schrien plötzlich die geplagten Menschen ihre ganze Ohnmacht hinaus. Ob aus dem ehemaligen Frauenhaus oder dem Ost- oder Westflügel und den Saalbauten: 7.000 Menschen riefen stimmungswaltig und in einer Einhelligkeit nach dem internationalen Roten Kreuz. Sie riefen um Hilfe, in der Hoffnung, dass man diese Rufe in der Welt hören würde. Sie alle wussten, dass es nicht lange dauern würde, bis man sie mundtot machen würde. Doch ungeahnte Kräfte ließen sie nicht erlahmen, ihre Hilflosigkeit hinauszuschreien. In Erwartung des Kommenden wurden Pritschen und Betten abgebrochen, Latten und Stuhlbeine ergriffen, um den sich abzeichnenden Kampf Mann gegen Mann aufzunehmen. Es waren ausgemergelte Gestalten, die den Mut aufbrachten, den Mut der Verzweifelten. Dann rückten die Kolonnen des Rollkommandos an, mit gezückten Gummiknüppeln. An ihrer Spitze Polizeirat Schulz, bewaffnet mit gezogener Pistole und von seinem Schäferhund begleitet. Gleichzeitig begann eine Gruppe Volkspolizisten, den ebenerdig gelegenen Krankensaal, in dem etwa 400 Schwerstkranke lagen, hochgradig an Tbc erkrankt und mit hohem Fieber, mit eiskaltem Wasser vollzuspritzen, wodurch alle Kranken in ihren Betten im Wasser lagen. Dass dieses Vorgehen den sicheren Tod für viele bedeutete, war den Verantwortlichen und Ausführenden völlig klar und auch bewusst geplant. Dieses Vorgehen war eines jener Verbrechen an den Menschen, für das in erster Linie der Polizeiarzt Schulze verantwortlich zu machen ist. Sie alle kannten die Verhältnisse sehr genau und ließen diesen Mord nicht nur zu, sondern befahlen ihn. Inzwischen spielten sich im Treppenhaus unglaubliche Szenen ab. Verletzte Vopos und Häftlinge schrien um Hilfe. Es gab viele Schwerverletzte auf beiden Seiten, denn die einen handelten aus Verzweiflung, die anderen aufgrund des Befehles der Operativ-Abteilung, welche angeordnet hatte, alles niederzuknüppeln. In jedem Saal wurden die Türen verbarrikadiert, nachdem eine trügerische Ruhe eingekehrt war. Zwischenzeitlich nahmen sich die

Rollkommandos die Zellen und die Tbc-Innenbaracken vor. Hier zeichnete sich der Hauptwachmeister „Teleskop“, den wir so nannten wegen seiner starken Brille, durch besondere Brutalität aus. Während vor dem „Gelben Elend“ sowjetische Militäreinheiten aufzogen, vollzog sich im Inneren der Anstalt der Aufmarsch der Rollkommandos, die den deutlich hörbaren Befehl erhielten: „Schlagt vor allem die Jungen, schlägt sie gleich tot.“

Im Bewusstsein, absolut unterlegen zu sein gegenüber dem zahlenmäßig und körperlich anrückenden Aufgebot der Vopo, rüsteten sich alle im Saal zum Kampf Mann gegen Mann. Einer der Ersten, den man halbtot schlug und der dabei ein Auge verlor, war der Kamerad Lutze, welcher auf der oberen Pritsche am Mittelgang lag und der sich eigentlich vollkommen aus allem herausgehalten hatte. Im Bewusstsein, nichts Unrechtes getan zu haben, lag er wehrlos auf der Pritsche, als ihn die ganze Wut des eindringenden Rollkommandos traf. Die Schlägertruppe arbeitete sich prügelnd und um sich tretend durch den Saal, bis sich keiner mehr rührte. Anschließend nahmen die Vopos Aufstellung, um beim anschließenden Spießrutenlaufen der Häftlinge diese regelrecht zusammenzuschlagen. Die Bilanz dieses Tages waren hunderte von Schwerverletzten und Verletzten auf beiden Seiten. An den Folgen des Strafgerichtes starben einige in der darauf folgenden Zeit. Viele trugen Dauerschäden davon, die nie mehr zu heilen waren. Auch meine Wirbelsäule wurde so angeschlagen, dass erst nach meiner Entlassung, im Jahre 1956, eine komplizierte und schwere Operation mich vor einer Querschnittslähmung bewahrte.

Meine im rechten Kniegelenk seit diesem Tag vorhandenen Schmerzen wurden zunächst als nicht weiter tragisch betrachtet. Nachdem sich jedoch auch nach Wochen keine Besserung einstellte, untersuchte man mich in der Ambulanz. Die Diagnose war niederschmetternd, denn man stellte eine tuberkulöse Knochenentzündung mit Knochenfraß fest. Daraufhin wurde mein rechtes Bein in Gips gelegt, um es ruhigzustellen, und zur medikamentösen Behandlung verabreichte man mir Vigantol. Bis kurz vor meiner Entlassung, im Januar 1954, war ich so an meine Pritsche gefesselt, wobei nur geringe Hoffnung bestand, dass mein Bein gerettet werden kann. Als ich zum ersten Mal ohne Krücken, nur am Stock gehend, am 18. Januar 1954, das Lagertor passierte, rief mir unser Lagerarzt, Paul Hoffmann, zu: „Sei froh, dass du ohne Krücken gehen kannst, ohne Stock wird es bestimmt nicht mehr gehen.“ Gott sei Dank, in diesem Punkte hatte sich dieser vorzügliche Arzt einmal geirrt.

Nach dem 31. März 1950 folgte eine Zeit der allgemeinen Depressionen. Einige wenige waren zwar im Zuge der Übergabe an die deutsche Verwaltung entlassen worden, doch für die jetzt noch weiter Einsitzenden erschien die Lage immer aussichtsloser. Litten die Häftlinge schon während der sowjetischen Lagerzeit unter der absoluten Beschäftigungslosigkeit, so schien sich auch jetzt keine Änderung zu ergeben. Nicht das geringste Beschäftigungsmaterial war uns in all den Jahren gestattet, so dass nur die Gespräche zwischen den jeweils vier Häftlingen in der Zelle oder auf dem Saal mit anderen die einzige geistige Beschäftigung war. Die körperliche Betätigung beschränkte sich auf einen 30-minütigen Rundgang, der täglich im Hof stattfand. Sofern andere Etagen des Ost- oder Westflügels oder ein anderer Saal ebenfalls beim Rundgang waren, ergab sich dabei die Gelegenheit, nach Bekannten Ausschau zu halten. Immerhin gelang es so, gelegentlich Informationen über Freunde und Bekannte zu erhalten und zu erfahren, wer inzwischen verstorben oder in ein anderes Lager verlegt worden war. Manchmal gelang es, einen Kassiber zu schmuggeln und so einem Freund eine Nachricht zukommen zu lassen. Körper und Geist litten jedoch unter der jahrelangen Eintönigkeit und Monotonie. In zunehmendem Maße wirkten sich in den folgenden Jahren die wie Seuchen auftretenden verschiedenen Formen der Tbc-Erkrankungen aus. Während in einem Jahr besonders die Knochen-Tbc auftrat, kam es im nächsten Jahr zu einer unglaublichen Häufung von tuberkulöser Gehirnhautentzündung, der Meningitis.

Aus dieser Zeit stammt auch das Gedicht, welches mein Bettnachbar, Klaus Jelloneck, verfasste. Der Inhalt dieses Gedichtes spiegelt jene Stimmung wider, die sich überall verbreitete.

Im Laufe der letzten Zeit ergab sich eine wesentliche Änderung: Jeder Häftling durfte monatlich einen Brief mit 20 Zeilen an seine Angehörigen schicken und einmal im Quartal von seinen Angehörigen besucht werden. Vielen Angehörigen waren eine solche Reise oder auch das Schicken eines Packchens, was ebenfalls einmal im Monat erlaubt war, allerdings nicht möglich, da ihnen dazu die finanziellen Mittel fehlten. So war auch meine Tante nur unregelmäßig dazu in der Lage. Dank der gegenseitigen Hilfsbereitschaft ließen mich aber andere Kameraden an ihren Paketen gelegentlich teilhaben, denen ich dafür besonders dankbar war. Trotz der zusätzlichen Nahrung, die man zugelassen hatte, um die eigenen Unzulänglichkeiten damit zu überbrücken, waren die Sterberate und die Zahl der Erkrankungen nicht rückläufig.

„Ich liege im Gipsbett“

Eine Betrachtung à la Kästner

Da liege ich und gehe nun in Stücken.
Ihr geht vorbei und denkt: Das arme Schwein!
Da liege ich wie eine Leiche auf dem Rücken,
doch leider ist das Leichesein nur Schein;

denn ich soll tausend Tode sterben.
Der liebe Gott, er meint's mit mir nicht gut.
Ich soll in tausend Scherben sterben;
und auf dem Richtstuhl sitzt mein Mut.

Ich – nehmt's nur wörtlich – Knochenschwund.
Wir wollen ruhig drüber sprechen.
Herr Kästner wußte doch nur halb den Grund:
Das Rückgrat gilt nicht nur moralisch als Verbrechen!

Der Präsident kann mich nun bald entlassen.
Warum er sich nur so in Schweigen hüllt?
Er kann mich doch am Friedhof wieder fassen –
das Soll ist vorfristig erfüllt.

Das Rückgrat ist so schön gebrochen:
die Qualitätsbrigade hat's geschafft.
Noch ein paar kurze Zuchthauswochen,
dann hat's mich planvoll weggerafft.

Ich möchte keinen Grabstein haben,
nur: macht die Kiste nicht zu klein,
damit sich nicht die Knie schaben!
Behüt euch Gott, es hat nicht sollen sein ...

Damit sich niemand einen genauen Überblick über die wahren Verhältnisse verschaffen konnte, erfolgten immer wieder Verlegungen in andere Strafvollzugsanstalten wie Waldheim oder Torgau, so wie es Zugänge von dort gegeben hat. So verlor man den einen oder anderen aus den Augen. Es war ein perfektes System von Verschleierungen.

Während in der Krankenstation und in den Krankensälen der Kampf ums Überleben tobte, bemühten sich die Ärzte, mit einem Minimum an Medikamenten ein Maximum an Erfolgen zu erzielen. Gerade in dieser Zeit trat verstärkt die Meningitis auf, bei deren Behandlung unser Häftlingsarzt, Paul Hoffmann, wahre Wunder vollbrachte. Mit geringsten Dosen des Präparates Streptomycin, welches zum Teil von dem katholischen Geistlichen ins Gelbe Elend geschmuggelt wurde, entwickelte er Behandlungsmethoden, die kaum glaubhafte Erfolge zeitigten. Völlig zu Recht erhielt Paul Hoffmann dafür das Bundesverdienstkreuz nach seiner Entlassung. Für viele waren die vergangenen Jahre des untätigen Wartens und die Ungewissheit über die Zukunft zu einer so großen Belastung geworden, dass sie jetzt nur noch auf den Tod hofften. Wir, die wir noch nicht ganz so weit waren, hatten immer noch Hoffnung, Hoffnung auf Heilung und vielleicht eines Tages auf Entlassung. Wir konnten und wollten uns dem Gedanken nicht anschließen, dass wir eines Tages den gleichen Weg gehen würden, den schon viele gegangen waren: geradewegs auf den „Karnickelberg“ oder ins Krematorium.

Ein Erlebnis besonderer Art sorgte noch einmal für eine gewisse Aufregung im Lager, nämlich der Besuch einer „hochgestellten Persönlichkeit“, wie es eines Tages hieß. In dunkelblauer Uniform, diese besetzt mit goldenen Tressen, erschien mit einem größeren Aufgebot die „Persönlichkeit“. Neugierig versuchten wir, etwas davon erspähen zu können, wobei wir zaghafte Versuche unternahmen, wieder einmal nach Hilfe durch das Internationale Rote Kreuz zu rufen. Als das der Betreffende hörte, schrie er zu uns hinauf: „Ihr Schweine seid es nicht wert, dass euch die liebe Sonne bescheint. Wir haben zwar keine Gaskammern mehr, aber dafür andere Möglichkeiten, euch dahin zu bringen, wo ihr eigentlich hingehört.“ Als wir uns bei den Wachmannschaften erkundigten, wer diese „Persönlichkeit“ gewesen sei, hörten wir, dass es sich um den Außenminister der Republik, Herrn Dertinger, gehandelt hätte. Wir wünschten alle, dass es ihm eines Tages genauso gehen möge wie uns. Auch wenn man nicht abergläubisch ist und niemand an Verwünschungen glaubt, die man aus Märchenbüchern kennt - hier erfüllte sich der Wunsch schneller, als wir

dachten. Wenige Monate später saß der „Genosse Außenminister“ selbst als Häftling in Bautzen. Wieder einmal drängte sich mir der Vergleich mit dem erschossenen Posten in Potsdam auf und die Gewissheit, dass es doch eine Gerechtigkeit und göttliche Fügung geben müsse.

Ein erheblicher Vorteil für mich war, dass ich zu 10 Jahren begnadigt worden war. Seit 1947, nachdem in der Sowjetunion die Todesstrafe aufgehoben worden war, wurden in der Regel Strafen zwischen 25 Jahren und lebenslänglich ausgesprochen. Somit galt ich unter den Häftlingen sozusagen als Minderbestrafter, der schon anfangen konnte, die Monate und die Tage zu zählen.

Während der ganzen Zeit bemühten sich unsere Häftlingsärzte in vorbildlicher Weise. Verstärkt wurden Sanitätswachtmeister der Vopo vom Anstaltsarzt und den Verantwortlichen in der Tbc-Station eingesetzt. Sie selbst bezeichneten sich gern als „Volksärzte“, wie es einer gegenüber meiner Tante einmal getan hat. Anlässlich dieses Besuches trug man mich in den Besucherraum, da mein rechtes Bein eingegipst war - eine Folge der Knochen-Tbc. Meine Tante war darüber so erschrocken, dass sie fassungslos auf ihren Stuhl fiel. Man hatte mir vorher eingeschärft, dass ich keinerlei Auskünfte über meinen Gesundheitszustand machen dürfte. Aus diesem Grunde zuckte ich nur mit den Schultern, ohne ein Wort zu verlieren. Der sogenannte „Volksarzt“ glaubte wohl, etwas von sich aus sagen zu müssen und sagte zu meiner Tante: „Ihr Neffe ist vollkommen gesund, dies ist nur eine Kleinigkeit. Zwar ist seine Blutsenkung noch etwas niedrig, aber den werden wir schon noch hochkriegen.“ Dies veranlasste mich, sofort diese Aussage zu bekräftigen mit der Bitte, dies meinem Freund Hermann Schlüter in Potsdam so zu berichten. Ergänzend sagte ich dazu, dass man alles unternehmen würde, damit die Blutsenkung steige. Dies, und zwar genau so, sollte sie zu Hause berichten. Man würde dann wissen, wie gut es mir geht. Da ich wusste, dass meine Tante diese Aussage nicht richtig beurteilen konnte, verwies ich eindringlich auf meinen Freund. Der selbst ernannte „Volksarzt“ war offensichtlich stolz auf das, was er gesagt hatte und dass ich ihn dabei unterstützt hatte. Für mich war so viel Dummheit unfassbar und erschreckend zugleich, denn mehr oder weniger waren wir diesem Menschen und seinen Kollegen in Bezug auf die medizinische Versorgung vollkommen ausgeliefert. Der „Volksarzt“ wusste offenbar nicht, dass bei einer Blutsenkung ein hoher Wert ein Signal für den kritischen Zustand des Patienten ist.

So nahte das Jahr 1953, und neue Hoffnungen entstanden, als eines Tages die Essenträger herrlich duftende Kübel hereintrugen. Ein wohlschmeckender Eintopf ließ uns das Wasser im Munde zusammenlaufen und nach Nachschlag verlangen, der erstaunlicherweise auch gegeben wurde. Es war wie ein Zauber - phantastisch, dass der Inhalt der Essenkübel kaum weniger wurde und man mehrmals nachfassen konnte. Auch in den nächsten Tagen erhielten wir diese „Wundermahlzeit“, die, wie man hörte, ganz simple Nährhefe war - zwar zubereitet mit Extrakten, aber ungewöhnlich schmackhaft und bekömmlich. Was niemand für möglich gehalten hatte, trat plötzlich ein: Wir nahmen sehr schnell zu und bekamen wieder menschliches Aussehen. Für die Parolenschmiede war dies ein sicheres Zeichen bevorstehender Entlassungen. Zwar wollte und konnte kaum einer so recht an eine baldige Entlassung glauben, aber die Gerüchte verstärkten sich. Auch die Wachmannschaften hüllten sich in Schweigen, nur ihren Mienen war mitunter etwas Vielsagendes zu entnehmen. Auch der Umgangston ließ eine nicht mehr gewohnte Verbindlichkeit erkennen. Die Parolen überschlugen sich von Tag zu Tag. Einmal hieß es, dass die Amerikaner kommen würden, ein anderes Mal, dass uns das Rote Kreuz herausholen würde usw. Große Aufregung entstand dann am 15. Januar 1954, als völlig unvorbereitet die ersten Namen aufgerufen und Häftlinge aufgefordert wurden, mitzukommen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich bald darauf die Nachricht, dass diese am gleichen Tag entlassen worden waren. Es ging dann Schlag auf Schlag. In regelmäßigen Abständen erschien ein Wachtmeister mit einer längeren Liste und forderte die Aufgerufenen auf, mitzukommen. Jeder fieberte so dem nächsten Erscheinen dieses Wachtmeisters entgegen und war umso enttäuschter, wenn sein Name wieder einmal nicht verlesen wurde.

Inzwischen waren langjährig Verurteilte und Lebenslängliche entlassen worden, und noch immer nicht war mein Name gefallen. Weder alphabetisch noch nach einer erkennbaren sonstigen Methode erfolgten die Aufrufe, so dass die nervliche Anspannung fast unerträglich wurde, zumal die Rede davon war, dass am 18. Januar die gesamte Aktion abgeschlossen sein würde. Kaum einer konnte in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar schlafen, zu aufgereggt und aufgewühlt im Innersten, fieberten alle dem nächsten Tag entgegen.

Die Haftentlassung

Wohl niemand wird ermessen können, welche Gefühle uns damals bewegten, als endlich der eigene Name aufgerufen wurde. Kaum fähig, die Treppe ruhig hinunterzugehen, hatte man den Eindruck, alles wie in Trance zu erleben. In kürzester Zeit waren die notwendigen Formalitäten erledigt und die Einkleidung mit neuen Sachen erfolgt, wir besaßen bis dahin ja nur unsere Anstaltskleidung. Dann öffnete sich das Tor, und mit dem Entlassungsschein und 10 Mark in der Tasche durchschritten wir das Tor des „Gelben Elends“ in die Freiheit.

Da man offensichtlich wusste, dass selbst vier Jahre Ruhigstellung meines Beines keine Heilung gebracht haben konnte, hatte ich die Anweisung erhalten, mich sofort, wenn ich in Potsdam eingetroffen sei, in ein Krankenhaus zu begeben. Zudem hatten wir auch einen Revers unterschreiben müssen, dass wir uns verpflichten, die DDR nicht zu verlassen, anderenfalls würde die sofortige erneute Inhaftierung angeordnet werden. Diese Auflage durch die operative Abteilung beschäftigte uns alle während der Fahrt mit dem LKW nach Dresden, und die meisten dachten darüber nach, wie sie sich dieser gefährlichen Situation entziehen könnten. Um möglichst wenig Aufsehen unter der Bevölkerung zu erregen, erfolgte der Abtransport in den Abendstunden, bei Dunkelheit, wobei wir von Stasi-Mitarbeitern begleitet wurden. Unmissverständlich wies man uns darauf hin, dass wir auch im Zug in unsere Entlassungsorte unter ständiger Beobachtung stehen würden.

Immer noch von einer gewissen Angst befallen, dass dies alles noch gar nicht wahr ist und nicht erkennbare Risiken bestanden, wagten wir nicht, miteinander zu reden, als wir im D-Zug saßen, der uns nach Berlin brachte. Die uns verpasste Einheitskleidung war für jedermann das Erkennungszeichen, von wo wir kamen. Diese Feststellung und unsere Unsicherheit waren daher bezeichnend für unser Verhalten während der Fahrt und nach der Ankunft auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin. Ohne dass uns jemand zuhören oder beobachten konnte, besprachen wir, wie und wann wir uns in West-Berlin wiedertreffen wollten. Anschließend fuhr dann jeder zunächst in eine andere Richtung. Der eine nach Güstrow, andere nach Thüringen, ich selbst fuhr nach Potsdam. Innerlich aufgeregt und aufgewühlt, trat ich die Fahrt mit der S-Bahn an, wobei ich immer daran denken musste, was mich in Potsdam wohl erwarten würde.

Nachdem der Zug Potsdam erreicht hatte, ging ich langsam und misstrauisch Ausschau haltend zur Ausgangssperre. Plötzlich schien es mir, als hätte ich meine Tante gesehen und glaubte, meinen Augen nicht mehr trauen zu können. Tatsächlich kam mir meine Tante geradewegs entgegen, und als wir uns anblickten, waren alle Zweifel beseitigt. Völlig überrascht sagte sie nur: "Junge, endlich kommst du, ich warte schon seit Tagen. Gerade wollte ich zur Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit, in Nikolassee, um zu hören, ob du schon eingetroffen bist." Dies war die erste Überraschung, denn weder mit dem einen noch mit dem anderen hätte ich gerechnet. Zwar wussten wir in Bautzen von der Existenz der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU), aber dass meine Tante so viel Mut und nach dorthin Kontakt hatte, hätte ich nie für möglich gehalten. Nach einer kurzen Fahrt mit der Straßenbahn waren wir dann endlich in ihrer Wohnung angekommen, wo wir uns das erste Mal ungestört und unbeobachtet unterhalten konnten. Bei dieser Gelegenheit erläuterte ich ihr meinen Plan, denn ich wollte keinesfalls meine Tante in Schwierigkeiten bringen. Da ich befürchtete, dass man mich beobachten ließ, besuchte ich zunächst meinen Freund Hermann Schlüter, der nur wenige Minuten von der Wohnung meiner Tante entfernt wohnte. Zu meinem Erstaunen erwartete auch er mich bereits und mit ihm Evalo Mertens, welche ebenfalls seit einem Tag wieder in Potsdam war, nachdem sie acht Jahre in Hoheneck gesessen hatte. Die Wiedersehensfreude war unbeschreiblich und so herzlich, dass es mir schwerfiel, meinen Freund darum zu bitten, mir am nächsten Tag behilflich zu sein, nach West-Berlin zu kommen. Da wir annahmen, dass niemand ahnen würde, wo ich mich aufhalte, beschlossen wir, dass ich bei ihm übernachtete. Mit meiner Tante vereinbarten wir, dass sie bei Nachfragen hinsichtlich meines Aufenthaltes darauf verweisen sollte, dass ich mich sofort in ein Krankenhaus begeben hätte und sie nicht wüsste, in welchem ich aufgenommen worden wäre.

Wie sich später herausstellte, waren meine Vermutungen berechtigt, denn das Haus, in dem meine Tante wohnte, wurde 14 Tage lang rund um die Uhr observiert. Erst nach zwei Wochen fragte einer der beobachtenden Personen meine Tante nach dem Aufenthaltsort ihres Neffen. Wie abgesprochen, teilte sie mit, dass ich mich verabschiedet hätte und weisungsgemäß auf die Suche nach einem Krankenhaus gegangen wäre. Sie selbst würde jetzt auf eine Nachricht von mir warten, damit sie mich besuchen könnte. Darauf sagte der Betreffende, dass nach seinem Kenntnisstand in keinem Potsdamer Krankenhaus mein Name bekannt sei und daher die

Vermutung bestünde, dass ich nach West-Berlin gegangen sei. Meine Tante versuchte, diese Vermutung zu zerstreuen, und sagte ihm, dass sie dies nicht glaube, worauf der dann meinte: Wenn er nach West-Berlin gewollt hätte, so hätte er dies doch gleich sagen können, dann hätte man ihn nach dorthin entlassen, sie hätten nichts dagegen gehabt. Dies aber stimmte auf keinen Fall, denn bei der Ausstellung des Entlassungsscheines hatte ich darum gebeten, zu meiner Tante in Berlin entlassen zu werden, was kategorisch abgelehnt worden war. Zu meinem Anliegen sagte man mir, dass jeder dahin entlassen wird, wo er verhaftet wurde, so sei die Anweisung, die man zu befolgen hätte.

So schwer es mir auch fiel, meine Heimatstadt zu verlassen und in eine unbekannte Fremde aufzubrechen, für mich war es die erste und die letzte Nacht in Potsdam. Für meinen Freund und seine Familie war es ein schmerzlicher Abschied und wir wussten, dass es möglicherweise ein Abschied für immer sein könnte. Am nächsten Morgen brachte der Vater meines Freundes meine Tante und mich zum Bahnhof, und mit klopfendem Herzen bestiegen wir die S-Bahn, welche uns nach Berlin-Nikolassee bringen sollte. Nur ein Einkaufsnetz in der Hand, in dem sich wenige Habseligkeiten befanden, stiegen wir in Nikolassee aus dem Zug, und mit weichen Knien und vor Angst am ganzen Körper zitternd, strebten wir dem Ausgang zu, wo Volkspolizisten die Passanten musterten. Glücklicherweise hatte wohl niemand Verdacht geschöpft, so dass wir nach wenigen Schritten endlich das Gebiet der westlichen Sektoren erreichten. Damit setzte ich zum ersten Mal meine Schritte auf den Boden wirklicher Freiheit, und im Gefühl dieser Freiheit versagten fast die Beine. Nun endlich konnte das Leben beginnen.


Im Hause der KgU herrschte ein reges Treiben, denn stündlich strömten immer neue Heimkehrer hinein, die alle den Weg in die Freiheit gewählt hatten. So trafen wir uns schneller als geahnt wieder. Wir, die wir viele Jahre gemeinsam gelebt und gelitten hatten. Wir alle wussten mehr als alle anderen, was es bedeutet, frei zu sein, denn nur wer die Unfreiheit kennen gelernt hat, kann ermessen, was es bedeutet, wirklich frei zu sein. Dieses Erkenntnis verbindet uns noch heute.

Schlusswort

Nach langen Jahren des Aufenthaltes in den Kellern des sowjetischen Geheimdienstes NKWD und dessen Schweigelager, unter sowjetischer Gewaltherrschaft und im Zuchthaus unter einem deutschen, verbrecherischen Regime, sind wir Mitte der 1950-er Jahre zurückgekehrt. Zurückgelassen haben wir viele Freunde und Kameraden, deren Lebenswillen gebrochen war durch Krankheiten und Seuchen, so dass sie diese Hölle nur waagrecht verlassen konnten. Allein in Bautzen sind mehrere Tausend Tote auf dem Karnickelberg und in den Splittergräben des Zuchthauses verscharrt worden, denen wir heute zurufen können: „Ihr seid nicht vergessen!“ Auch viele Potsdamer sind in Bautzen geblieben und anderswo, unbekannt verscharrt. Sie alle sollen ewig mahnen, dass so etwas nicht noch einmal passieren darf !

Diese Erinnerungen widme ich meinen Kindern und allen jungen Menschen, die das Glück hatten und haben, in einer freiheitlichen und weitestgehend friedlichen sowie von der Demokratie geprägten Zeit aufzuwachsen. Nur Menschen, die Unfreiheit und Diktatur kennen gelernt haben, wissen, was es bedeutet, in Freiheit leben zu können. Deshalb erscheint es mir wichtig, dass man sich mit der Vergangenheit auseinandersetzt, so schmerzlich dies für uns Deutsche auch sein mag. Nur wer die Vergangenheit kennt, versteht die Gegenwart und ist in der Lage, die Zukunft zu gestalten.

Anhang:
Russische Rehabilitierungsurkunde



ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

Г Л А В Н А Я
ВОЕННАЯ ПРОКУРАТУРА


СПРАВКА
/о реабилитации/

01 . февраля 1995 г.
№ Був-15719-46

103160, Москва, К-160

Гражданин /ка/ ШВОЛИУС Георг-Эрих-Гайнц
Год и место рождения 1929 г., г.Потсдам
Гражданин /ка/ какого государства Германии
Национальность немец Место жительства до ареста
г.Потсдам
Место работы и должность /год занятий/ до ареста
учащийся
Дата ареста 13 января 1946 г.
Когда и каким органом осужден/а/ (репрессирован/а/)
1 марта 1946 г. военным трибуналом 16 воздушной армии по ст.ст.
58-8, 58-9 и 58-11 УК РСФСР к расстрелу без конфискации имущества
Квалификация содеянного и мера наказания /основная и до-
полнительная/ Определением Военной коллегии Верховного Суда СССР
от 7 мая 1946 г. расстрел заменен 10 годами лишения свободы
в ИТЛ.
Дата освобождения 18 января 1954 г.
На основании ст.3 Закона РФ "О реабилитации жертв
политических репрессий" от 18 октября 1991 г. гражданин/ка/
Шволиус Г.-Э.-Г. реабилитирован/а/.
/Анкетные данные приведены согласно материалам архивного
уголовного дела./
Старший
Военный прокурор
отдела реабилитации
Главной военной

Н.С.Власенко



При ответе ссылаться
на наш номер и дату

Übersetzung der Rehabilitierungsurkunde

Generalstaatsanwaltschaft der
Russischen Föderation
Hauptmilitärstaatsanwaltschaft
21. Februar 1995 j
Nr. 5uw-15719-46

Ermittlungsstelle
über Rehabilitation

Der deutsche Bürger Schwollius, Georg-Erich-Heinz,
geboren 1929j, geboren in der Stadt Potsdam,
Deutsche Einwohner der Stadt Potsdam, Schüler
wurde am 13. Januar 1946 verhaftet und am
1. März 1946 verhandelt durch das Militärtribunal
der 16. Luftwaffen-Armee auf der Grundlage der
Artikel 58-8, 58-9 und 58-11 des Strafgesetzbuches
der UdSSR zum Tod durch Erschießen.

Am 7. Mai 1946 wurde durch das Militärkollegium
des Obersten Gerichts der UdSSR das Urteil
umgewandelt in 10 Jahre Freiheitsentzug ohne
Konfiskation des Vermögens.

Datum der Entlassung 18. Januar 1954 j.
In Übereinstimmung mit den Forderungen des Artikel 3
des Gesetzes der Russischen Föderation "Über Reha-
bilitierung der Opfer politischer Strafmaßnahmen"
vom 18. Oktober 1991 wurde der Bürger Schwollius, G-E.-H.
rehabilitiert.

Militärstaatsanwaltschaft
der Abteilung Rehabilitation

(Siegel)

Unterschrift

N.S. Wlasenko

